

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XVII • Heft 2 • Winter 2014

- | | |
|-------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Katharina Biegger | La mulți ani!
20 Jahre New Europe College Bukarest |
| William Totok | Hunderjähriger Schlagabtausch zwischen Rumänien und Ungarn
Nachwirkungen des Ersten Weltkriegs |
| Anca Damian | „Ich mag verrückte Typen.“ Der unscheinbare Claudiu Crulic
in dem Film „Crulic – Weg ins Jenseits“. Interview |
| Péter Bagoly-Simó | Umlandprozesse
Das städtische Umland im postsozialistischen Siebenbürgen |
| Othmar Kolar | Krieg und Totalitarismus in Bessarabien
Zweiter Weltkrieg und Stalinismus |
| Radu Harald Dinu | Faschismus und Gewalt in Südosteuropa
Rumänien und Kroatien im historischen Vergleich (1918–1945) |
| Florian Kühner-Wielach | Verpasste Chancen? Siebenbürgisch-rumänischer Regionalismus
nach dem Ersten Weltkrieg |
| Agathe Reingruber | Das älteste Gold der Menschheit. Der Beginn der Metallzeiten
an der unteren Donau im 5. Jahrtausend v. Chr. |

Neue Bücher

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jörn Henrik Kopfmann
Dr. Silvia Machein
Kirsty Otto
Marianne Theil

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 700 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz/Layout: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: VS Breinfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
Konto-Nr.: 230108
BLZ: 100 100 10
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

das von Andrei Pleșu gegründete New Europe College Bukarest feierte im Sommer sein zwanzigjähriges Bestehen. Mit Katharina Biegger gratulieren wir dem Forschungsinstitut zu seinem Jubiläum und wünschen ihm weiterhin viel Erfolg und die verdiente Anerkennung für seine Arbeit im In- und Ausland. Danach analysiert William Totok den hundertjährigen Schlagabtausch zwischen Ungarn und Rumänien als Folge des Ersten Weltkriegs. Im Interview mit Renate Nimtz-Köster äußert sich die Filmemacherin Anca Damian zu ihrem erfolgreichen Film „Crulic – Weg ins Jenseits“, der von Verletzungen der Menschenrechte mitten in Europa handelt, sowie zu künftigen Projekten.

Péter Bagoly-Simó schreibt über die Veränderungen des städtischen Umlands im Zentrum und Westen Rumäniens nach den politischen Umwälzungen von 1989. Othmar Kolar geht in seinem Beitrag auf die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs und des Stalinismus in Bessarabien ein. Und Radu Harald Dinu vergleicht Faschismus und Gewalt in den beiden südosteuropäischen Ländern Rumänien und Kroatien. Das Scheitern des politischen Regionalismus und die Integration Siebenbürgens in den rumänischen Zentralstaat diskutiert Florian Kühner-Wielach in seinem Artikel. Anschließend stellt uns Agathe Reingruber die 2004 initiierte Grabung eines deutsch-rumänischen Archäologenteams vor, das im Gebiet der unteren Donau das womöglich älteste Gold der Menschheit gefunden hat.

Sie halten erneut eine Ausgabe der DRH in den Händen, die ein breites Spektrum an Themen abdeckt sowie eine Fülle von Rezensionen zu Literatur aus und über Rumänien und Bessarabien beinhaltet.

Eine spannende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr
Josef Sallanz



Inhalt

- 4 20 Jahre New Europe College Bukarest**
Katharina Biegger
- 6 Hundertjähriger Schlagabtausch zwischen Rumänien und Ungarn**
William Totok
- 8 „Ich mag verrückte Typen.“ Interview**
Anca Damian
- 9 Umlandprozesse**
Péter Bagoly-Simó
- 12 Krieg und Totalitarismus in Bessarabien**
Othmar Kolar
- 15 Faschismus und Gewalt in Südosteuropa**
Radu Harald Dinu
- 18 Siebenbürgisch-rumänischer Regionalismus**
Florian Kühner-Wielach
- 21 Das älteste Gold der Menschheit**
Agathe Reingruber
- 24 Neue Bücher**
 - Aus Carmen Sylvas Königreich. Märchen und Geschichten (*Edda Binder-Iijima*)
 - Varujan Vosganian: Buch des Flüsterns. Roman (*Claudiu Zippel*)
 - Otto Folberth: Das Stundenglas. Ein Roman (*Olivia Spiridon*)
 - Traian Pop Traian: Die 53. Woche. Gedichte (*Edith Ottschofski*)
 - Jan Cornelius: Narrenstück. Roman (*Cosmin Dragoste*)
 - Dareg A. Zabarah (Hg.): Bessarabien (*Ute Schmidt*)
 - Walter Engel: Blickpunkt Banat (*Franz Heinz*)
 - Alwine Ivănescu: Zur lexikografischen Theorie und Empirie eines Sprachinselwörterbuchs (*Thomas Schares*)
 - M. Huberty, M. Mattusch, V. Stancu (Hg.): Rumänien – Medialität und Inszenierung (*Romanița Constantinescu*)
 - Andrei Oișteanu: Rauschgift in der rumänischen Kultur (*Anke Pfeifer*)
 - Constanța Vintilă-Ghițulescu: Im Schalwar und mit Baschlik (*Hans-Christian Maner*)
 - Kauf von Freiheit. Dr. Heinz-Günther Hüsch im Interview mit Hannelore Baier und Ernst Meinhardt (*Anton Sterbling*)
 - Ingeborg Szöllösi (Hg.): Heimat (*Ioana Rostoș*)
 - Vera Sparschuh, Anton Sterbling (Hg.): Abwanderungen aus ländlichen Gebieten (*Andreas Oskar Kempf*)
 - Hermann Fabini: Sakrale Baukunst in siebenbürgisch-sächsischen Städten (*Helga Fabritius*)

Das Institutsgebäude des New Europe College auf der Strada Plantelor in der rumänischen Hauptstadt, unweit der großen Boulevards und der Universität. Die Immobilie gehört der Schweizerischen Eidgenossenschaft, die sie dem NEC unentgeltlich zur Verfügung stellt. Foto: NEC Bukarest

20 Jahre New Europe College Bukarest

La mulți ani!

Katharina Biegger

Am 13./14. Juni wurde in Bukarest das zwanzigjährige Bestehen des *New Europe College* gefeiert, einer außergewöhnlichen, in Rumänien einzigartigen Einrichtung: ein multidisziplinäres Wissenschaftsförderndes Zentrum, wo begabte Nachwuchsforscher eigene Projekte verfolgen können und dabei umfassend unterstützt werden. Dieses *Institute for Advanced Study* wurde 1994 von Professor Andrei Pleșu gegründet, nachdem er während einer Fellowship am Wissenschaftskolleg zu Berlin die Funktionsweise und das Anregungspotenzial einer solchen Einrichtung selbst erlebt hatte.



Das rituelle Mittwochsseminar der Fellows – bei schönem Wetter ausnahmsweise im Garten des *New Europe Colleges*.
Foto: NEC Bukarest

Ein Geburtstag gibt Anlass zu einem Rückblick: Bukarest Anfang der 1990er Jahre ...? Wie Richard Wagner in einem *Spiegel*-Artikel 1994 festhielt, waren die Reformen noch kaum recht in Gang gekommen: „Das Neue ist in den Nischen, und das Alte gähnt in riesigen Räumen. Und alles koexistiert – die freie Presse und der Geheimdienst, die fremdenfeindlichen Nationalisten und die westgläubigen Liberalen, die Pornografie und die orthodoxe Kirche.“ In dieser Umgebung einen Raum zu schaffen, wo die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften sich entfalten, wo junge Forscher die Fragen, denen sie sich widmen, frei wählen können, wo ihnen materielle Unterstützung ebenso gewährt wird wie Anleitung zu Dialog und Austausch – dies war ein kühnes Vorhaben. Dass es gelang, ist manch glücklichen Umständen zu verdanken, besonders aber der Einsatzbereitschaft der kleinen Mitarbeiter-Equipe Pleșus, ihrem Erfindungsreichtum und ihrem zähen Glauben an die Idee sowie der Großzügigkeit der (fast ausschließlich) westlichen Geldgeber. Denn bis heute gedeiht das NEC nur dank auswärtiger Finanzierung, einem Mix von öffentlichen und privaten Mitteln, wobei sich insbesondere schweizerische und deutsche Stiftungen engagiert haben, über die

üblichen Förderzyklen weit hinaus. Vom rumänischen Staatshaushalt konnte anfangs angesichts der Notlage in anderen Bereichen kein Beitrag erwartet werden – heute freilich, da das Land von der EU hohe Transferzahlungen für den Bereich Wissenschaft und Forschung erhält, möchte man darüber anders denken. In den letzten Jahren wurden dem NEC aus dem nationalen Forschungsfonds wenigstens Mittel für einzelne (jeweils nur für rumänische Forscher bestimmte) Stipendienprogramme zugesprochen. Eine Grundfinanzierung, die zugleich auch die wissenschaftliche Autonomie des NEC respektierte, ist jedoch weiterhin nicht in Sicht. Auch rumänische Privatgelder fließen bis dato höchst spärlich. Das Sponsoring von Sportveranstaltungen, Popkonzerten o.Ä. ist attraktiver für potente Geldgeber; umgekehrt finden sich unter den gegebenenfalls spendenwilligen ‚Oligarchen‘ kaum solche, die den Anforderungen des NEC bezüglich der Herkunftstransparenz der Gelder genügen würden. Dabei leistet das Institut durch die Förderung der begabtesten jungen Forscher einen (wenn auch erst langfristig wirksamen) bedeutenden Beitrag zur gesellschaftlichen Entwicklung. Es verstand seinen Auftrag nie bloß als auf die Forschung im engen Sinne beschränkt, sondern zielte auf eine strukturelle und personelle Erneuerung des Hochschulsystems und die Bildung neuer, verantwortungsvoller gesellschaftlicher Eliten, die nach Jahrzehnten der planmäßigen Gleichmacherei fehlten.

1994 konnte das NEC, als frisch gegründete unabhängige Stiftung rumänischen Rechts, seine ersten fünf Fellows ernennen: Sie erhielten ein – nach westlichen Maßstäben äußerst bescheidenes – Stipendium und trafen sich jede Woche zum Seminar, um ihre Vorhaben vorzustellen und zu diskutieren. Im Jahr darauf waren es bereits zehn Fellowships für rumänische Forscher. Eine Wohnung wurde angemietet, um die ersten Buchbestände (oft Spenden von Verlagen oder Einzelpersonen) unterzubringen, Arbeitsplätze für Mitarbeiter und Stipendiaten sowie einen Seminarraum anzubieten. Ein wesentlicher Bestandteil des NEC-Programms waren – und sind – die Vorträge und Colloquien mit ausländischen Gastprofessoren. Mehrere Dutzend zum Teil weltweit bekannte Gelehrte aus Frankreich, Deutschland, auch aus den USA und vielen weiteren Ländern sind so das erste Mal nach Rumänien gekommen, haben mit den einheimischen Forschern Fragen und Wissen ausgetauscht und Verbindungen geknüpft.

Bald wuchs das Institut aus seiner ersten Wohnung heraus. Das Förderangebot wurde erweitert: Durch sogenannte *Relink*-Stipendien trat das NEC dem viel beschworenen

brain drain entgegen und ebnete Nachwuchsforschern, die bereits im Ausland studiert oder gearbeitet hatten, den Weg zurück nach Rumänien und in das einheimische System. Ein anderes Stipendienprogramm, finanziert von der amerikanischen *Getty Foundation*, galt den Kunstwissenschaften. Das Jahr 2000 markierte eine besonderen Etappe in der Entwicklung des NEC: Dank einer ungemein großzügigen Geste der Schweiz und der Spendenbereitschaft der bereits vertrauten Geldgeber konnte das NEC ein eigenes Gebäude mit Veranstaltungsräumen, Bibliothek und Gästezimmern beziehen. Damit war die Voraussetzung gegeben, den Wirkungskreis noch einmal deutlich zu erweitern. Seit 2001 sind zunehmend Fellows aus den Nachbarländern, v.a. Moldau und Bulgarien, eingeladen worden. Heute bewerben sich Doktoranden oder Postdoktoranden aus der ganzen Welt um eine der begehrten Fellowships von einem oder zwei Semestern; die Auswahl obliegt einem hochrangig besetzten internationalen wissenschaftlichen Beirat.

Mittlerweile zählt das NEC über 600 ehemalige Stipendiaten, davon rund 500 aus Rumänien. Die meisten sind noch oder wieder im Land, beschäftigt in Hochschulen und Forschungsinstituten. Damit ist ein Gründungsziel erreicht. Freilich änderten sich die Verhältnisse in den staatlichen Einrichtungen nur zäh: Solange die alte Professorenschaft in ihren Stellungen verblieb, wurden Innovationen blockiert; inzwischen sind aber einige Alumni in Positionen aufgestiegen, in denen sie über Befugnisse und Instrumente verfügen, um Veränderungen in Lehrplänen und internen Strukturen durchsetzen zu können. Sie haben nun freilich auch die neuen Anforderungen, die durch die Forschungspolitik der EU gestellt werden, zu bewältigen.

Nicht wenige Absolventen des NEC haben sich, zumindest für eine Weile, außerhalb des akademischen Systems betätigt oder andere Karrieren eingeschlagen. Andrei Pleșu zählte in seiner launigen Eröffnungsrede der 20-Jahr-Feier einen Premierminister, vier Außenminister, einen Erziehungsminister, einen Finanzminister, einen Direktor des Geheimdienstes, einen Vizegouverneur der Nationalbank und zahlreiche weitere Amts- und Würdenträger unter die „Produkte“ seines Instituts. Mit der Gründung eines Alumni-Clubs will das NEC versuchen, zukünftig das Wissen und die Tatkraft seiner zahlreichen Ex-Fellows zu bündeln und für neue Initiativen fruchtbar zu machen. Überhaupt fehlt es nicht an Plänen und Aufgaben. Nach 20 Jahren werden verstärkt jüngere Kräfte, allen voran die derzeitige Vizerektorin, die Musikwissenschaftlerin Valentina Sandu-Dediu, für

die Führung des Instituts Verantwortung übernehmen. Das Institut will spezielle Aufmerksamkeit seiner östlichen Nachbarschaft widmen (Moldau, Ukraine, Russland, Kaukasus, Türkei, Balkan), indem es aufstrebenden Wissenschaftlern und Intellektuellen aus diesen konfliktträchtigen Regionen ein gemeinsames Forum bietet, wo sie für die Dauer einer Fellowship arbeiten und leben. Damit hofft das Institut zu besserem Wissen, genauem Verstehen und einem friedvollen Dialog beitragen zu können.



Abschlussveranstaltung der NEC-Geburtstagsfeier: Gründer Andrei Pleșu (rechts) debattiert mit dem deutschen Intellektuellen Wolf Lepenies im Bukarester Athenäum. Foto: Iosif Kiraly

Die charismatische Persönlichkeit Andrei Pleșus hat das Bukarester Institut wesentlich geprägt und ihm ein unverwechselbares Profil verliehen. So war es nur folgerichtig, dass er zum Abschluss der Feiern im festlichen Rund des *Ateneul Român* auf der Bühne stand. Er hatte zu diesem Anlass den deutschen Soziologen und Publizisten Wolf Lepenies zum Dialog gebeten: Letzterer war 1991, als Pleșu nach Berlin eingeladen wurde, Rektor des Wissenschaftskollegs und hatte im Folgenden ganz wesentliche Verdienste um die Etablierung des NEC. Hier unterhielten sich nun zwei große europäische Intellektuelle über die gesellschaftliche Verantwortung von Wissenschaftlern, sie hielten Rückschau, erzählten Anekdoten und tauschten *bonmots*. Indes wurde dem Zuhörer deutlich, dass es für besondere Dinge auch besonderer Voraussetzungen bedarf: der Gunst der historischen Stunde etwa, aber auch der glückhaften Konstellation von Menschen, die mit vereinten Kräften etwas erreichen wollen. Dieses Glück hat das NEC auf seinem Weg bisher gehabt – es bleibe ihm auch in Zukunft treu!

Dr. Katharina Biegger ist als Referentin für osteuropäische Projekte am Wissenschaftskolleg zu Berlin tätig. Interessierte finden weitere Informationen unter www.nec.ro.

Nachwirkungen des Ersten Weltkriegs

Hundertjähriger Schlagabtausch zwischen Rumänien und Ungarn

William Totok

Bei einer dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs gewidmeten Veranstaltung forderte Bundespräsident Joachim Gauck, diese „Urkatastrophe“ aus einer europäischen Perspektive zu betrachten. Wenn Erinnerung und Ausblick einen politischen Sinn haben sollten, sagte er, brauche man beim Gedenken eine gemeinsame europäische Erzählung. Europa habe sich mit dem Ersten Weltkrieg selbst zerfleischt, meinte Gauck und verwies indirekt auf die unterschiedlichen Lesarten dieses Ereignisses in einigen Ländern des alten Kontinents.

Viele Länder sind wohl dank der EU-Osterweiterung politisch zusammengedrückt, aber die ungleichen Auffassungen über die Vergangenheit erzeugen nach wie vor Spannungen, die sich auf ein harmonisches Nebeneinander höchst abträglich auswirken.



Gavrilo Princip, Mitglied der nationalistischen serbischen Bewegung Mlada Bosna, erschießt am 28. Juni 1914 in Sarajewo den Thronfolger Österreich-Ungarns, Erzherzog Franz Ferdinand, und dessen Gemahlin Sophie Chotek, Herzogin von Hohenberg. Zeitgenössische, nachempfundene Darstellung (ohne Autor).

Von dem immer wieder als beispielhaft angeführten deutsch-französischen Freundschaftsmodell, das sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs stetig entwickelt hatte, scheinen einige Länder im östlichen Europa noch weit entfernt zu sein. Allen voran Rumänien und Ungarn. Statt aufeinander zuzugehen, werden alte Wunden aufgerissen. Der Zankapfel, der die beiden Länder entzweit, liegt nun fast 100 Jahre zurück und heißt Siebenbürgen, außerdem auch als Transsylvanien bekannt.

Rumänen und Ungarn betrachten Siebenbürgen als die Wiege ihrer Nationen. Die Ungarn behaupten, ihre Vorfahren seien hier im ersten Jahrtausend ansässig geworden und hätten einen unbesiedelten Raum vorgefunden. Erst später seien hier die ersten rumänischen Stämme eingewandert und hätten sich nördlich der Donau und im Karpatenbogen angesiedelt. Die Rumänen wiederum widersprechen dieser These und beanspruchen das historische Vorrangrecht, indem sie sich als Nachfahren der dakischen Ureinwohner und der römischen Eroberer begreifen.

Diese mythenangereicherte, unterschiedliche Sicht auf den historischen Anspruch der beiden Völker auf Siebenbürgen dominiert nicht nur das kollektive Bewusstsein der Rumänen beziehungsweise der Ungarn, sondern findet ihren Niederschlag auch in der Geschichtsschreibung und in der Politik.

Im habsburgischen Vielvölkerstaat vertieften sich die Gegensätze zwischen den beiden Ethnien, insbesondere nach dem sogenannten österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867. Siebenbürgen geriet damals unter die verwaltpolitische Oberhoheit Ungarns. Die der Budapester Regierung unterstellten, nichtungarischen Völkerschaften waren einem nie dagewesenen Assimilierungsdruck ausgesetzt, der sich im historischen Gedächtnis der Rumänen, aber auch der deutschstämmigen Siebenbürger Sachsen, tief eingepägt hat. Das Aufbegehren gegen die Zwangsmagyarisierung verschärfte die Spannungen zwischen der privilegierten ungarischen Bevölkerung und den nationalen Minderheiten. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs suchte man in Wien nach Lösungen für die akuten nationalen Probleme, die sich in immer lauter werdenden Forderungen nach kultureller Eigenständigkeit und ethnischer Autonomie äußerten. Der 1914 in Sarajewo ermordete Thronfolger, Franz Ferdinand, galt als Befürworter einer nach ethnischen Kriterien gegliederten Föderation gleichberechtigter Gebietseinheiten. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs verhinderte die Durchsetzung dieses Vorhabens, das auch die Rumänen aus Siebenbürgen befürwortet hatten.

Der Kriegseintritt Rumäniens 1916, an der Seite der Entente, hatte die Besetzung der westlichen Landesteile und der Hauptstadt Bukarest durch Deutschland zur Folge. Die Niederlage der Mittelmächte, Deutschland und Österreich-Ungarn, schufen günstige Voraussetzungen für die Siegerstaaten, zu denen nun auch Rumänien gehörte, ihr Gebiet zu erweitern. Rumänien wurde Siebenbürgen und das multinationale Banat zugesprochen.



Karte der territorialen Aufteilung Österreich-Ungarns nach den Pariser Vorortverträgen.
 Autor: AlphaCentauri, CC BY-SA 3.0 DE. Quelle: wikipedia.org

Die Große Volksversammlung in Karlsburg/Alba Iulia vom 1. Dezember 1918, an der rumänische Delegierte aus zahlreichen Ortschaften Siebenbürgens und des Banats teilnahmen, wurde in der völkischen Geschichtsschreibung zum Gründungsmythos von Großrumänien verklärt. Die Versammlung forderte den Anschluss an Rumänien und versprach in einer Proklamation, die muttersprachlichen Rechte aller Ethnien zu respektieren. Besiegelt wurden die Forderungen der Versammlungsteilnehmer allerdings erst durch die später unterzeichneten Friedensverträge von Versailles 1919 und Trianon 1920.

Die im März 1919 an die Macht gekommene kommunistische ungarische Räteregierung unter dem aus Siebenbürgen stammenden Béla Kun stellte die Gebietsabtrennungen infrage, was einen Regionalkrieg zwischen Rumänien und Restungarn auslöste. Rumänische Truppen besetzten schließlich Budapest und stürzten das kommunistische Regime.

Die Versprechungen Rumäniens, die Minderheitenrechte nicht anzutasten, erwiesen sich in der Zwischenkriegszeit als wertlose Worthülsen. Das beförderte den Revisionismus im Nachbarland Ungarn, das den Anspruch auf Siebenbürgen nie aufgegeben hatte und das „Trianoner Friedensdiktat“ permanent infrage stellte. 1940 traten schließlich Hitler und Mussolini als Schlichter auf den Plan und zwangen Rumänien, Nordsiebenbürgen an das vom profaschistischen Regime Horthys regierte Ungarn

abzutreten. Die von den einmarschierenden ungarischen Truppen verübten Gräueltaten an der rumänischen Zivilbevölkerung überschatteten bis heute das Verhältnis zwischen den beiden Staaten. Rumänien erhielt nach dem Zweiten Weltkrieg Nordsiebenbürgen zurück.

Rechtsradikale ungarische Gruppierungen erhoben nach 1990 immer wieder Ansprüche auf das umstrittene Gebiet. Die Instrumentalisierung der ungarischen Minderheit durch die heutige national-konservative Regierung eines Viktor Orbán stellt im Grunde eine Fortsetzung der von Budapest nach 1920 eingeschlagenen Linie in der Siebenbürgenfrage dar. Nicht zufällig befürwortet Orbán die von Putin unterstützten Separationsbewegungen in der Ukraine, die zur Annexion der Krim führten. Unter dem Deckmantel, die ungarische Minderheit in Siebenbürgen vor dem rumänischen Chauvinismus bewahren zu wollen, unterstützt das völkische Orbán-Regime deren Autonomiebestrebungen und hofft insgeheim auf den günstigen Augenblick, die durch den Ersten Weltkrieg verursachte „Schmach von Trianon“ zu überwinden. „Die ungarische Nation ist nicht eine schiere Anhäufung von Individuen“, verkündete Orbán kürzlich in einer Rede in Siebenbürgen, „sondern eine Gemeinschaft, die organisiert, gestärkt und aufgebaut werden muss. In diesem Sinn ist der neue Staat, den wir in Ungarn aufbauen, ein illiberaler Staat, kein liberaler Staat.“

William Totok, Gründungsmitglied der „Aktionsgruppe Banat“, lebt als Publizist und Schriftsteller in Berlin.

Der unscheinbare Claudiu Crulic in dem Film „Crulic – Weg ins Jenseits“

„Ich mag verrückte Typen.“

Interview mit der Filmemacherin Anca Damian

Der Totenschein für die Überführung trägt die Nummer 007: Während sein Sarg von Polen nach Rumänien chauffiert wird, erzählt Claudiu Crulic aus dem Jenseits seine wahre Geschichte. Mit 33 ist der Emigrant in einem Gefängnis in Krakau gestorben, als Opfer eines Justizirrtums, nach Hungerstreik auf ein Bündel Mensch geschrumpft. Seine Hilferufe gingen ins Leere, das kostete den rumänischen Außenminister 2008 seinen Job. Die kunstvoll animierte Doku der Bukarester Filmemacherin Anca Damian ist ein Meisterwerk des neuen rumänischen Films, der für seine Vitalität bei kleinem Budget gelobt wird: „Crulic – Weg ins Jenseits“, jetzt in deutschen Kinos (mit Untertitel), der Film hat 30 internationale Preise und Auszeichnungen eingeheimst.

Frau Damian, was hat Sie am Fall des unscheinbaren Claudiu Crulic fasziniert?

Seine Geschichte ging 2008 durch die Presse. Mich interessierte vor allem sein Tod: Crulic erlebte, wie sein Körper mit jedem Tag mehr die Welt verließ, während seine Seele noch hier war. Beinahe wäre diese Tragödie eines Emigranten unbemerkt geblieben. Als ich damals Steve McQueens großartigen Film „Hunger“ sah, hätte ich das Projekt fast aufgegeben. Aber es lastete auf mir wie eine Bürde, ich musste die Story durchziehen, ich hätte mich sonst schuldig gefühlt.

Die Brutalität der Krakauer Justiz wegen eines mutmaßlichen kleinen Diebstahls scheint geradezu unglaublich ...

Crulics Geschichte basiert 100-prozentig auf Tatsachen. Bei meinen Recherchen traf ich auf beiden Seiten, der polnischen wie auch der rumänischen, auf Misstrauen und Feindseligkeit. Das rumänische Außenministerium, das damals versagt hatte, wollte den Film vor der Auf-führung sehen, aber sie mussten so lange warten.

Wie konnte der traurige Fall zum packenden Animations-drama werden?

Die poetische und subjektive Erzählweise eines Unbekannten macht die Stärke aus. Claudiu Crulic kam aus Dorohoi in der Provinz Moldau. Dort sind die Leute auf bewundernswerte Art selbstironisch und beredt, ja weise. Nur so konnte Claudiu, von einem bekannten Schauspieler aus der Moldau gesprochen, so etwas Schreckliches erzählen. Ich glaube nicht an Wut. Ich möchte nicht, dass jemand Fenster kaputtschlägt, nachdem er meinen Film gesehen hat. Aber ich möchte, dass die Schuldigen wenigstens vor sich selbst ihre Schuld eingestehen, ein kathartisches Eingeständnis ablegen.

Woher haben Sie all die Künstler für die unterschiedlichen Techniken – Handzeichnungen, Collagen, Stop-Motions, animierte Fotos, Cut-outs?

Das Team kam eigens für diesen Film zusammen, für jeden war es die erste Erfahrung dieser Art, auch für die

polnischen Komponisten und Tontechniker. Eine Garantie gab es nicht, aber es hat funktioniert. Tausende von Bildern habe ich während meiner Recherchen an den realen Schauplätzen gemacht, bis hin zum schäbigen Schalter im Justizgebäude.

Wie lange haben Sie an „Crulic“ gearbeitet?

Ein Jahr Recherche, ein Jahr Produktion. Die Hälfte der Finanzierung kam erst, als wir schon damit durch waren.

Was sind Ihre nächsten Pläne?

Ich mag verrückte Typen, die keine Angst haben, anders zu sein, und arbeite schon wieder an einer wahren Geschichte, das Leben eines polnischen Flüchtlings in Frankreich. Vorher hat er in Afghanistan gekämpft, gegen die sowjetische Armee, als eine Art Don Quixote des 20. Jahrhunderts. Das soll der zweite Teil einer Trilogie über den Tod sein, wiederum mit Weinen und Lachen: Ich glaube an komplexe Gefühle, die sind viel stärker als Weinen allein.

Das Gespräch führte Renate Nimtz-Köster.



Szenenfoto aus dem Film „Crulic – Weg ins Jenseits“.

© Anca Damian

Das städtische Umland im postsozialistischen Siebenbürgen

Umlandprozesse

Péter Bagoly-Simó

Entscheidungen bezüglich des Wohnortes sind für jeden Menschen von besonderer Wichtigkeit. Während die freie Wahl des Wohnortes in den meisten Gesellschaften eine Selbstverständlichkeit ist, unterlagen Wanderungsentscheidungen im ehemaligen Ostblock während der Jahrzehnte des Sozialismus staatlichen Bestimmungen. Nach der politischen Wende 1989 fanden zunächst Ausgleichswanderungen statt, die frühere zentrale und Parteientscheidungen außer Kraft setzten. Bereits in den späten 1990er Jahren spiegelte sich diese Entwicklung in der Bausubstanz wider: Besonders auffällig waren die Veränderungen in den Gemeinden um die Hauptstädte, die aus verschiedenen Gründen besonders attraktiv erschienen, sodass zahlreiche Neubauten errichtet wurden. Forscher aus dem In- und Ausland waren sich schnell einig, dass es sich um einen Prozess der Suburbanisierung handelt, wie er das Umland US-amerikanischer Städte bereits in den 1930er und der europäischen Städte spätestens seit den 1960er Jahren prägte. Dabei spielte sich lediglich eine nachholende Modernisierung ab, die zeitversetzt und beschleunigt den Prozess wiederhole, welcher aus anderen Regionen der Welt seit mindestens einem halben Jahrzehnt bekannt sei.

Betrachtet man das städtische Umland mittelgroßer und großer Städte in Siebenbürgen, so scheinen die wenigen empirischen Ergebnisse und die aus selbigen abgeleiteten, überraschend stark verallgemeinernden Schlussfolgerungen über den postsozialistischen Raum nicht nur überraschend, sondern unglaublich. Kann man den Prozess der Suburbanisierung in einem postsozialistischen Land wirklich mit dem anderer Regionen gleichsetzen? Reicht es aus, nach den bekannten physiognomischen und statistischen Beweisen zu suchen, um einen Prozess zu beschreiben? Bedarf es keiner eigenen Theoriebildung unter Berücksichtigung der lokalen und regionalen Variablen, oder lassen sich theoretische Modelle, die auf Koordinaten anderer Regionen bauen, problemlos auf den postsozialistischen Raum übertragen? Diese Arbeit geht diesen Fragen nach und sucht nach Wandlungsmustern im städtischen Umland von Neumarkt am Mieresch (rum. Târgu Mureș, ung. Marosvásárhely).

Die Bedeutung des städtischen Umlands

Siedlungsformen und die mit ihnen verbundenen Wanderungsentscheidungen interessieren sowohl die Öffentlichkeit als auch die Raumplanung, die Politik und die verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen.

Die öffentliche Diskussion hat dem städtischen Umland in vielen Ländern Europas wiederkehrende Aufmerksamkeit geschenkt. Begriffe wie Speckgürtel, suburbaner

Raum oder eben *mahala* im rumänischen Sprachgebrauch lassen sich mit dem Umland in Verbindung bringen. Auch rückte das städtische Umland vor dem Hintergrund des demografischen Wandels, der Überalterung der Bevölkerung und des wachsenden Wohnflächenanspruchs wiederholt in den Mittelpunkt öffentlicher Aufmerksamkeit.

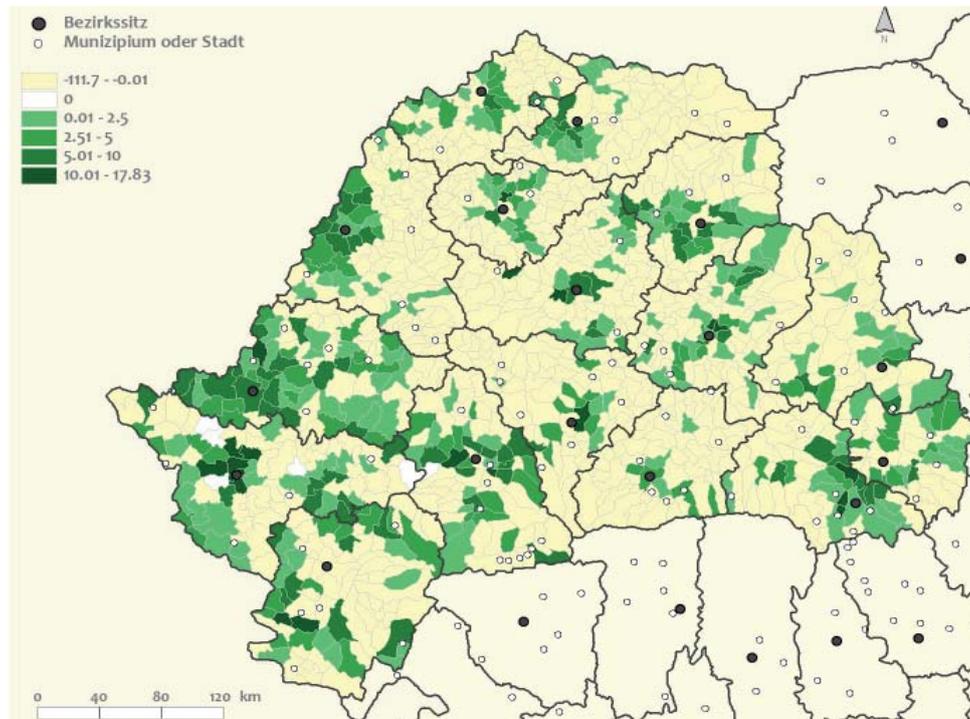
Auch die Erforschung des städtischen Umlands blickt auf eine lange Tradition zurück. Zahlreiche Arbeiten aus der Stadtgeografie, der Raumplanung, der Soziologie, der Architektur und des Naturschutzes berichten über die verschiedensten Facetten der Umlandgemeinden.

Eines der zentralen Ziele der rumänischen Raumplanung während des Sozialismus bestand in der Erhöhung der Urbanisierungsrate. Um den Anteil der städtischen Bevölkerung zu steigern, was in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als ein Indikator des Entwicklungsstandes angesehen wurde, bediente sich die Raumplanung mehrerer Instrumente. Zwei davon betrafen direkt das städtische Umland: Zunächst galt ein allgemeines Zuzugsverbot in die meisten Kernstädte (sogenannte geschlossene Städte, *orașe închise*), nicht aber in ihre Umlandgemeinden. Somit fingen die Umlandgemeinden die Mehrzahl der Migranten auf, denen ein Zuzug in eine Kreisstadt verweigert wurde, und zählten unter Umständen über 9.000 Einwohner. In einem zweiten Schritt kam es zur Eingemeindung vieler dieser Gemeinden, wodurch die städtische Bevölkerung deutlich anwuchs. Umlandgemeinden, die ihre administrative Selbständigkeit behalten durften, wurden zwar zum ländlichen Raum gezählt, ihre Einwohner gingen aber als städtische Bevölkerung in die Statistik ein. Die politische und planerische Entscheidung, die Bevölkerung vom geografischen Raum zu trennen, ist historisch einmalig. Wengleich die betroffenen Umlandgemeinden nach 1989 keinen Sonderstatus mehr genossen, haben sie aber ihre politische und verwaltungsrechtliche Unabhängigkeit von der Kernstadt behalten. Dadurch konnten sie beispielsweise leichter Fördermittel aus Fonds der Europäischen Union einwerben.

Lokalisierung des städtischen Umlands

Es gibt mehrere Möglichkeiten, das städtische Umland abzugrenzen. Die traditionelle Vorgehensweise setzt der Abgrenzung Kriterien der Gestalt zugrunde, die überwiegend auf wahrgenommene Entwicklungen wie etwa die rege Bautätigkeit von Einfamilienhäusern oder die Entstehung von großen randstädtischen Einkaufszentren und großer Logistikzentren basieren. Sowohl die Raumplanung als auch die Wissenschaft ermittelt die räumliche Ausdehnung des städtischen Umlands anhand von Indikatoren. Diese

lassen sich aus statistischen Daten berechnen. Das Nationale Statistische Amt Rumäniens führt Datenreihen seit 1990, die hier zur Ermittlung von drei Indikatorengruppen dienen: allgemeine Bevölkerungsdynamik (Gesamtzuwachs), Wanderungsgeschehen (Migrationssaldo) und Merkmale der Bautätigkeit und der Bausubstanz (Baugenehmigungen, Einwohner pro Wohnung, Wohnfläche pro Wohnung und Wohnfläche pro Einwohner).



Migrationssalden (%) der siebenbürgischen und Banater Gemeinden zwischen 1990 und 2007. Quelle: Péter Bagoly-Simó

Eine nähere Betrachtung der räumlichen Dimension des Wanderungsgeschehens im Zeitraum von 1990 bis 2007 zeigt, dass die meisten siebenbürgischen Städte (z. B. Kronstadt/Braşov, Neumarkt am Mieresch/Târgu Mureş) von einem konzentrischen Ring von Umlandgemeinden umgeben sind. Oft ordnen sich die Umlandgemeinden entlang der wichtigsten Verkehrsachsen wie im Falle der Städte Hermannstadt/Sibiu oder Zillenmarkt/Zalău. Berücksichtigt man neben den Wanderungen auch die natürliche Bevölkerungsbewegung (Geburten und Sterbefälle) und die Anzahl der erteilten Baugenehmigungen, so lassen sich um die meisten Kernstädte recht verschiedene Formen der Umlandgemeinden beschreiben. Diese bringen die lokalen und regionalen Merkmale der Bevölkerungsentwicklung und die in den Bautätigkeiten kodierte Wirtschaftskraft zum Ausdruck.

Typen von Umlandgemeinden

Um die zuvor beschriebene Vielfalt des städtischen Umlands erklären zu können, musste zunächst eine Typisierung der Umlandgemeinden erfolgen. Hierzu wurden Gemeinden mit ähnlichen Merkmalen mittels einer Clusteranalyse zusammengeführt. Die Analyse berücksichtigte das Bevölkerungsturnover, den Migrationssaldo, den Wohnflächenzuwachs bzw. -rückgang und den Wohnungsbau. Die Ergebnisse zeigen, dass 153 der

963 siebenbürgischen Gemeinden nicht nur einen hohen Wohnflächenzuwachs aufweisen, sondern sich durch einen hohen Bevölkerungsturnover, Wohnungsbau und Migrationssaldo auszeichnen. Sie bilden die Gruppe der suburbanen Gemeinden oder Umlandgemeinden. Dabei muss aber beachtet werden, dass sich die Umlandgemeinden kleinerer oder strukturschwacher Zentren (etwa in den Kreisen Hunedoara, Alba oder Covasna) diesem Trend lediglich statistisch anschließen.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist, dass nicht alle Gemeinden, die um die Städte verschiedener Größen liegen, in die Kategorie der suburbanen Gemeinden gehören. Dies liefert einen Beweis für die unterschiedlichen Bedingungen und Faktoren, unter deren Einfluss sehr ähnliche Strukturen entstehen können. Ein Beispiel hierfür ist die Dynamik des städtischen Umlands von Bistritz/Bistriţa, die von einem starken natürlichen Zuwachs und vom Kapitalzufluss der Gastarbeiter aus dem Ausland getragen wird.

Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass eine progressive Assimilation von „westlichen“ Wanderungsformen zwar stattfindet, die ursprünglichen

Strukturen der Umlandgemeinden aber noch nicht vollständig ersetzt wurden. Die Wanderungsgründe liefern Erklärungen hierfür.

Wanderungsgründe

Um die Wanderungsgründe ermitteln zu können, wurde in sieben ländlichen Gemeinden und in der einzigen Stadt des Neumarkter Umlands eine Umfrage durchgeführt und es wurden mehrere Interviews geführt. Dabei wurde neben den zugezogenen Einwohnern auch die ursprüngliche Bevölkerung der Gemeinden berücksichtigt. Die Fragen konzentrierten sich zum einen auf die Wanderungsgründe, zum anderen auf die einzelnen Etappen und die Intensität der Migration.

Anhand der Ergebnisse der Umfrage ließen sich fünf Typen von Migranten abgrenzen, die sich für das Umland von Neumarkt am Mieresch entschieden haben. Die Suburbanisierer bilden den ersten Typ und vertreten die traditionellen Wanderungsgründe. Als gut verdienende, junge Mittel- und Oberschichtfamilien mit kleinen Kindern suchen die Suburbanisierer ein grüneres, größeres und gesünderes Zuhause im städtischen Umland. Sie sind häufig gut motorisiert und überbrücken so die Distanz zur Kernstadt, an die sie nicht nur durch ihre Arbeit, die Bildungseinrichtungen ihrer Kinder und die Versorgung, sondern auch durch

ihre sozialen Kontakte gebunden sind. Als eine Folge nutzen sie die Umlandgemeinde als Wohnort, nehmen aber die soziale Infrastruktur der Gemeinde kaum wahr und integrieren sich nur selten in die lokale Gemeinschaft.

Die Rückwanderer sind der zweite Typ der Migranten im städtischen Umland von Neumarkt am Mieresch. Nachdem sie zu einem früheren Zeitpunkt in einer Umlandgemeinde gewohnt haben und anschließend nach Neumarkt am Mieresch gezogen sind, entscheiden sie sich aus ähnlichen Motiven für eine Rückwanderung wie die Suburbanisierer. Den Unterschied macht oft der Besitz von einem Grundstück und/oder einer Immobilie. Die Rückwanderer wohnen somit häufig in der ursprünglichen Bausubstanz der Umlandgemeinde und (re)integrieren sich in die lokale Gemeinschaft, auch wenn sie ihren Arbeitsplatz in der Kernstadt oft behalten. Auch nutzen sie die Infrastruktur der Umlandgemeinde.

Der dritte Typ Zuwanderer, die Zwangsmigranten, wandert aus ökonomischen Überlegungen in das städtische Umland. Die ersten Jahre der Transformation zeichneten sich durch einen drastischen Arbeitsplatzabbau in der Industrie aus. Viele Arbeiter, die oft während der Jahrzehnte des Sozialismus wegen der Industriearbeitsplätze in die Städte gezogen waren, haben ihre Lebensgrundlage verloren. Bessere Alternativen gibt es für diese Bevölkerungsgruppe bis heute kaum. Da die Lebensunterhaltungskosten in der Kernstadt zu hoch waren, entschieden sich viele Familien für das Umland. Die alten, für die ursprünglichen landwirtschaftlichen Tätigkeiten immer noch geeigneten Grundstücke und Immobilien boten sowohl die Möglichkeit der Selbstversorgung durch Subsistenzlandwirtschaft als auch eine im Vergleich zu den weiteren von der Kernstadt liegenden Gemeinden wesentlich bessere Infrastruktur.

Die Arbeitswanderer bilden den vierten Migrantentyp. Nachdem der Arbeitgeber wegen der niedrigeren Grundstückspreise, der größeren Flächen und der günstigeren Verkehrsanbindung einen neuen Standort am Stadtrand gewählt hatte, folgten einzelne Arbeitnehmer der Firma. In den meisten Fällen lässt sich ein Wohnort in der Kernstadt mit dem finanziellen und zeitlichen Aufwand des Pendelns ins Umland nicht vereinbaren. Die Arbeitswanderer integrieren sich in der Regel in die lokale Gemeinschaft der Umlandgemeinde und ziehen weniger in Neubauten der Immobilienprojekte, sondern erwerben ihr Eigentum im historischen Dorfkern.

Den fünften Typ stellen die Wanderer in die Puffergemeinde dar. Hierbei handelt es sich um eine historisch wichtige Form der Wanderung, die immer noch Auswirkungen auf die Bevölkerungsentwicklung der Umlandgemeinden hat. Während der sozialistischen Zeit haben sich viele Migranten, die eigentlich in die geschlossenen Städte ziehen wollten, in den Umlandgemeinden niedergelassen. In den Umlandgemeinden galt kein Zuzugsverbot, und die überdurchschnittliche infrastrukturelle

Ausstattung bereits im Sozialismus ermöglichte eine leichte Anbindung an die Kernstadt. Viele dieser Migranten wollten auf die alten und neuen Vorteile der Umlandgemeinden nicht verzichten und haben somit den letzten Schritt des ursprünglich geplanten Wanderungsweges in die Kernstadt nie vollzogen.

Würde man die klassischen, überwiegend in Industriestaaten entwickelten Modelle der Suburbanisierung in Siebenbürgen anwenden wollen, so reduzierten sich die Wanderungsgründe lediglich auf die Suburbanisierer. Die zuvor vorgestellte Vielfalt der Wanderungsgründe unterstreicht wiederum die Notwendigkeit der Erforschung räumlicher Wirklichkeiten in Siebenbürgen, statt fremde Modelle zu importieren und diese für die Erklärung der Veränderungen heranzuziehen.

Wohnformen

Das städtische Umland zeichnet sich durch eine Vielzahl an Wohnformen aus, die aus der Wechselwirkung von Bausubstanzersatz, -erweiterung, Sanierung und Entwicklung auf der „grünen Wiese“ (Neubauten) entstanden sind. Es lassen sich sechs wichtige Untertypen der Wohnformen ableiten.

Drei Wohnformen finden sich in der ursprünglichen Bausubstanz der Umlandgemeinden. Die strukturkonservierenden Formen beschränken sich auf die Sanierung der ursprünglichen Bausubstanz. Im Gegensatz dazu übernehmen Hybride gewisse Elemente der ursprünglichen Bausubstanz, widmen diese aber funktionell um (z. B. wird aus dem Stall eine Garage). Als dritte Wohnform können die spekulativen Elemente erwähnt werden, zu der meist leerstehende Gebäude der ursprünglichen Bausubstanz gehören, die als Kapitalanlage genutzt werden.

Drei weitere Wohnformen entstehen als Neubauprojekte. Migranten können entweder bislang unbebaut gebliebene Grundstücke im historischen Dorfkern übernehmen und dort bauen oder auf Eigeninitiative außerhalb des ursprünglichen Siedlungskörpers ein Bauprojekt beginnen. Beide Wohnformen bilden eine individuelle Erweiterung der ursprünglichen Bausubstanz. Zusätzlich finden sich im Umland von Neumarkt am Mieresch auch Immobilienprojekte.

Das städtische Umland in Rumänien bildet einen exemplarischen Schauplatz pfadabhängiger Veränderungen im Postsozialismus. Die Entwicklungen im städtischen Umland verdeutlichen, dass die Bevölkerung in einem ehemaligen sozialistischen Land nicht nur mobil ist, sondern Altes und Neues in spezifische Formen einarbeitet, die als Ausdruck eines individuellen Umgangs mit einer neuen Realität zu betrachten sind.

Prof. Dr. Péter Bagoly-Simó leitet den Lehrstuhl für Didaktik der Geographie an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Krieg und Totalitarismus in Bessarabien

Othmar Kolar

Seit der Gründung des Fürstentums Moldau im 14. Jahrhundert bildete Bessarabien einen integralen, wenn auch peripheren Bestandteil des Gebiets. Die Moldau wurde im 16. Jahrhundert zu einem Vasallenstaat des Osmanischen Reichs. Nach dem russisch-osmanischen Krieg von 1806 bis 1812 erzwang Russland 1812 die Abtretung Bessarabiens. Der Erste Weltkrieg führte zu einer politischen Neuordnung im östlichen Europa und brachte auch für Bessarabien eine einschneidende Veränderung: Nach der russischen Februarrevolution begann sich auch hier die Bevölkerung politisch zu organisieren; und im Gefolge der Oktoberrevolution erklärte Bessarabien am 6. Februar 1918 seine Unabhängigkeit von Russland, um sich später angesichts des doppelten Drucks von außen – einerseits der russischen Bolschewiki, andererseits der in Bessarabien einrückenden rumänischen Armee – mit Rumänien zu vereinigen, und wurde damit Bestandteil Großrumäniens – was die Sowjetunion allerdings nie anerkannte.

Der Zweite Weltkrieg und Bessarabien

Ende der 1930er Jahre, mit dem Aufstieg Hitler-Deutschlands und dessen Annäherung an die Sowjetunion, die am 24. August 1939 in den Abschluss des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts mündete, wurden die Karten neu gemischt. Im geheimen Zusatzprotokoll wurde Bessarabien als sowjetisches Interessensgebiet definiert, während Deutschland sein politisches Desinteresse an diesem Gebiet erklärte. Am 26. Juni 1940 schritt die Sowjetunion schließlich zur Tat: Sie forderte ultimativ von Rumänien die Abtretung Bessarabiens und, als Entschädigung für die rumänische Herrschaft seit 1918 über dieses Gebiet, auch die der Nordbukowina. Rumänien beugte sich der Androhung von Gewalt, woraufhin am 28. Juni die Rote Armee den Dnestr zu überschreiten begann. In Bessarabien herrschte Chaos, Zeit für eine geordnete Evakuierung blieb nicht, die Sowjets verhafteten und erschossen ehemalige Mitglieder des Landesrats (*Sfatul Țării*) sowie rumänische Beamte; insgesamt fielen der Repression und Deportation unmittelbar nach der Annexion ca. 90.000 Menschen zum Opfer. Insgesamt gehen neuere Forschungen von bis zu 118.000 Opfern bis zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 aus; unmittelbar vor Kriegsbeginn wurden alleine am 12. und 13. Juni 1941 zwischen 18.392 und 30.000 Menschen aus Bessarabien und der Nordbukowina in Kohlewaggons nach Sibirien deportiert. Die Männer landeten in Kriegsgefangenenlagern, die Frauen und Kinder in Arbeitslagern. Die aus Bessarabien und der Nordbukowina flüchtende rumänische Armee rächte sich dafür an Juden und sonstigen Personen, die sie kommunistischer Sympathien verdächtigte. Auch hierbei

kamen zahlreiche Menschen ums Leben. Die Bevölkerungsstruktur des multiethnischen Bessarabiens veränderte sich durch die Aussiedlung von ca. 93.000 (von insgesamt 94.000) Bessarabiendeutschen nach Unterzeichnung eines deutsch-sowjetischen Umsiedlungsvertrags am 5. September 1940, woraufhin schon im Oktober das Gros von ihnen ihre alte Heimat verließ. Sie ließen so gut wie ihre gesamte Habe zurück und konnten nur Gepäck im Ausmaß von ca. 30 kg pro Person mitnehmen. Sie wurden von den NS-Behörden zumeist in ehemals polnischen Gebieten angesiedelt und mussten 1944/1945 erneut vor der vorrückenden Roten Armee fliehen.



Der Landesratpalast (*Palatul Sfatului Țării*) in Kischinew/*Chișinău*, in dem die im November 1917 gebildete Vollversammlung Bessarabiens tagte.

Allerdings sollte die sowjetische Herrschaft zunächst nicht von Dauer sein – denn nur ein Jahr später besetzten deutsche und rumänische Truppen nach Beginn der Operation Barbarossa bis Ende Juli 1941 ganz Bessarabien. Bessarabien und die Nordbukowina wurden wieder Teil Rumäniens. Das Martyrium der jüdischen Bevölkerung begann hingegen erst jetzt in vollem Umfang. Abgesehen von zahlreichen „spontanen“ Erschießungen und Massakern wurden in beiden Gebieten Ghettos eingerichtet, und der Judenstern wurde eingeführt. Ab Oktober 1941 begann die Deportation von 160.000 Juden aus Bessarabien und der Bukowina nach Transnistrien; 75.000 Personen blieben davon verschont, weil sie für die Wirtschaft unentbehrlich waren. Von diesen 160.000 erreichten nur 135.000 das Ziel, die anderen wurden unterwegs ermordet. In Transnistrien wurden diese Juden auf über 100 Städte, Dörfer und Kolchosen in Ghettos verteilt, wo sie Zwangsarbeit leisten mussten. Daneben gab es noch Konzentrationslager für die einheimischen transnistrischen Juden, in denen die Lebensbedingungen noch weitaus schlechter waren. Allen Lagern und Ghettos waren katastrophale hygienische und sanitäre Bedingungen gemein sowie die Tatsache,

dass es keine regelmäßige Essensausgabe gab, wodurch der Hunger ein ständiger Begleiter der Lagerinsassen wurde. Sie aßen aus Verzweiflung sogar Gras und mussten alles verkaufen, was sie noch besaßen, sodass sie in einem Lager (Peciora) sogar nackt herumliefen. Auch kam es zu Erschießungen. Unter diesen Umständen verwundert es nicht, dass bis Ende 1942 zwei Drittel aller Juden in Transnistrien nicht mehr am Leben waren, von den 160.000 Juden aus Bessarabien und der Bukowina deportierten Juden lebten noch 51.000. Nach Stalingrad wurde immer klarer, dass der deutsche Endsieg wohl ausbleiben würde; das Antonescu-Regime begann seine Judenpolitik zu ändern. Den rumänischen Juden wurden Hilfslieferungen für die nach Transnistrien deportierten Juden erlaubt, und Ende 1943 wurden die Lager angesichts der vorrückenden Roten Armee aufgelöst.

Am 24. März 1944 überquerten die sowjetischen Truppen den Dnjestr und besetzten den Nordteil Bessarabiens. Im Zuge der Operation Jassy-Kischinew durchbrach die Rote Armee die deutsch-rumänische Front am 20. August 1944, eroberte am 24. August Kischinew/Chişinău und bis zum Monatsende ganz Bessarabien. Am 23. August wurde Marschall Antonescu verhaftet, und Rumänien wechselte die Fronten. Desertionen von in der rumänischen Armee dienenden Soldaten aus Bessarabien häuften sich ab dem Frühling 1944, und nach dem rumänischen Frontwechsel ersuchten fast alle dort verbliebenen Soldaten um eine Eingliederung in die Rote Armee. Rumänien anerkannte den Verlust Bessarabiens sowohl im am 12. September 1944 mit den Alliierten abgeschlossenen Waffenstillstandsabkommen als auch im Friedensvertrag vom 10. Februar 1947.

Der Stalinismus in der MSSR

Schon in der Zwischenkriegszeit hatte es innerhalb der UdSSR eine als „moldauisch“ bezeichnete Gebietseinheit gegeben, nämlich die am 12. Oktober 1924 an der rumänischen Ostgrenze in Transnistrien im Rahmen der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik gegründete „Moldauische Autonome Sozialistische Sowjetrepublik“ (MASSR).

Nach dem 28. Juni 1940 war diese aufgelöst bzw. ein Teil von ihr in die neue Moldauische Sozialistische Sowjetrepublik (MSSR) eingegliedert worden. Die MSSR umfasste aber nicht ganz Bessarabien, denn der Norden und Süden Bessarabiens wurden der Ukraine angeschlossen. Nach August 1944 wurde die MSSR in denselben Grenzen rasch wieder errichtet und in jeder Hinsicht in die Sowjetunion integriert – das gesamte politische und ökonomische Führungspersonal der Republik wurde von Moskau eingesetzt. Abgesehen von der politischen Gleichschaltung war das wichtigste Ziel der Sowjets zunächst einmal, den bessarabischen Bauern durch Zwangsabgaben und Steuern möglichst viel von ihrer Ernte abzupressen. Dies ist auch vor dem Hintergrund der Hungersnot in der Sowjetunion von 1946/1947 zu sehen, der insgesamt ca.

1,2 Millionen Menschen zum Opfer fielen, allein in Bessarabien zwischen 70.000 und 200.000 Personen. Zahlreiche Moldauer verhungerten auf ihrem verzweifelten Weg in die Ukraine, um sich dort mit Lebensmitteln zu versorgen.

Am 30. August 1947 fasste das ZK der KP der MSSR einen Beschluss zur Identifikation der Kulakengüter in der Republik. Als Kulake galt man dann, wenn man eines der folgenden Kriterien erfüllte: Beschäftigung von mehr als einer Person, Besitz einer Mühle, Verpachtung von Land oder Geräten. Laut amtlichen Daten verfügte der durchschnittliche Kulake über 5,67 ha Ackerland, besaß 0,4 Pferde und nicht einmal eine ganze Kuh (0,7). Allerdings wurden auch zahlreiche andere den kommunistischen Machthabern unbequeme Personen zu Kulaken erklärt, um dann enteignet und deportiert zu werden. Der Beschluss zur Deportation der Kulaken und anderer „vertrauensunwürdiger Elemente“ fiel durch das Politbüro der MSSR schließlich am 6. April 1949. Im Juli erfolgte dann die Deportation von 35.796 Personen, davon fast 12.000 Kindern, aus Bessarabien. Parallel dazu wurde besonders ab Februar 1949 auch der Druck auf die nicht als Kulaken bezeichneten Kleinbauern, in Kolchosen einzutreten, immer größer: Der Prozentsatz der Bauern, die diesen beigetreten waren, stieg von 22 % (102.000 Wirtschaften) auf 97 % Ende 1950.



Großrumänien und die Moldauische Autonome Sozialistische Sowjetrepublik, 1920. Autor: Bogdangiusca

In einer neueren Studie kam der moldauische Historiker Igor Caşu zu folgenden Opferzahlen des Kommunismus in der MASSR sowie der MSSR zwischen 1924 und 1956: 360.000 Opfer, von denen 52 % verhungerten, 23,6 % Zwangsarbeit leisten mussten, 20 % deportiert und 1 % exekutiert wurden. Unter diesen Opfern befanden sich auch zahlreiche moldauische Kommunisten der ersten Stunde wie Pavel Chior, die eine eigenständige moldauische Sprache und Nation zu schaffen versucht hatten.

Nach dem Ende der Kollektivierung begann sich die Situation in der Republik zu beruhigen, und auch die

Deportierten konnten, sofern sie überlebt hatten, nach dem Tod Stalins 1953 heimkehren. Die MSSR wurde zu einer ganz normalen Sowjetrepublik, ihre Institutionen waren eine getreue Kopie der anderen Sowjetrepubliken. In der lokalen KP dominierten Russen und Ukrainer; waren Moldauer in Führungspositionen, so stammten sie vor allem aus Transnistrien, nicht aus Bessarabien. Die MSSR wurde zu einer beliebten Urlaubsdestination verdienter Parteigenossen, die nicht nur die freundlichen Einheimischen und das gute Wetter, sondern auch den ausgezeichneten Wein und Cognac zu schätzen wussten.

Moldauer oder Rumäne – eine Identitätsfrage

Die rumänischsprachigen Bewohner Bessarabiens hatten sich wie die Moldauer westlich des Pruths jahrhundertlang als Moldauer betrachtet und taten dies auch noch nach der Gründung des modernen rumänischen Nationalstaats in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Moldauer westlich des Pruths nahmen am rumänischen Nationsbildungsprozess teil, und ihr Selbstverständnis als Moldauer wurde zu einer regionalen Subkategorie der rumänischen Identität, während dieser Prozess in Bessarabien, bedingt durch die repressive russische Herrschaft, nicht stattfand. In Großrumänien (1918–1940) wurden die rumänischsprachigen Bewohner Bessarabiens von den politischen und gesellschaftlichen Eliten als rückständige Rumänen gesehen. Inwieweit ihr Rumänisierungsprozess in diesen 22 Jahren fortschritt, ist schwer zu beurteilen, da er dann ein abruptes und gewaltsames Ende fand.

Während der zaristischen Herrschaft wurde nicht versucht, einen nationalen Unterschied zwischen den Moldauern dies- und jenseits des Pruths zu konstruieren, aber jegliche nationale Regung der Moldauer wurde entschieden bekämpft. Wie in ganz Russland war Russisch sowohl die Amtssprache als auch die Sprache der Stadtbewohner, der gebildeten Schichten, wenn man so will, der modernen Gesellschaft, während Rumänisch die Sprache der traditionell lebenden bäuerlichen Bewohner blieb, die vom Modernisierungsprozess noch nicht erfasst wurden.

Als Reaktion auf den Verlust Bessarabiens, mit dem man sich in Moskau nicht abfinden wollte, reagierte man einerseits mit dem Versuch, kommunistische Agitatoren nach Bessarabien einzuschleusen – zwischen 1918 und 1925 zählte das rumänische Außenministerium 3.000 „terroristische Vorkommnisse“ –, und andererseits errichtete man am 12. Oktober 1924 die bereits erwähnte „Moldauische Autonome Sozialistische Sowjetrepublik“ (MASSR). Die MASSR hatte 572.114 Einwohner, davon 49 % Ukrainer und 30 % Moldauer. Gleichzeitig stellten die Sowjets die Behauptung auf, dass die Moldauer eine eigene Nation mit einer eigenen Sprache wären, die sich von der rumänischen unterscheidet. Laut dem sowjetischen Historiker N. Molov

sind die Moldauer östlich des Pruths im Gegensatz zu denen westlich davon eigentlich romanisierte Slawen. Die Schaffung dieser eigenen moldauischen Identität diente nicht nur außenpolitischen Zwecken, sondern entsprach auch den Interessen der lokalen moldauischen kommunistischen Elite und baute auf gewissen lokalen Spezifika auf. Gavril Buciuscanu, ehemals Mitglied des *Sfatul Țării*, revolutionärer Sozialist und nach der Vereinigung Bessarabiens mit Rumänien in die Sowjetunion geflohen, versuchte wie Pavel Chior, Volkskommissar für Erziehung zwischen 1928 und 1930 in der MASSR, aufbauend auf der gesprochenen Sprache der zentralbessarabischen Bauern eine neue moldauische Hochsprache zu schaffen, die mit kyrillischer Schrift geschrieben wurde.

Im Februar 1932 erfolgte dann ein radikaler Schwenk: weg von der kyrillischen Schrift hin zur lateinischen und weg von dem Konzept einer neuen moldauischen Sprache, basierend auf der gesprochenen Sprache der zentralbessarabischen Bauern, hin zur rumänischen Hochsprache, wenn diese auch weiterhin als „moldauisch“ bezeichnet wurde. Das Ganze war ein radikaler Bruch mit der seit 1924 verfolgten Politik der Schaffung einer moldauischen Nation und Sprache. Der Grund dafür war einfach: Man erhoffte sich dadurch, nicht nur die Einwohner Bessarabiens, sondern möglichst ganz Rumäniens für den Klassenkampf gewinnen zu können. Im Mai 1938 erfolgte dann die nächste radikale Kehrtwende: die Rückkehr zur kyrillischen Schrift und moldauischen Nation sowie die Verurteilung der „Verunreinigung der moldauischen Sprache durch rumänische bürgerliche Salonwörter und Terminologie“. Allerdings wurde in der Praxis weiterhin die rumänische Hochsprache verwendet, nur eben mit kyrillischen Buchstaben geschrieben. Im Unterschied zu den 1920er Jahren, als die moldauische Nation und Sprache von lokalen Parteikadern propagiert wurde, kamen die Vorgaben nun direkt aus Moskau.

Die Identitätsfrage ist auch heute, mehr als zwei Jahrzehnte nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, noch nicht endgültig geklärt (allerdings ist in diesem Zusammenhang das Wort „endgültig“ ohnehin problematisch). Die Mehrzahl der rumänischsprachigen Bessaraber betrachtet sich nach wie vor als Moldauer und nicht als Rumänen. Allerdings setzt sich auch unter ihnen immer mehr die auch praktisch von allen westlichen Linguisten vertretene Meinung durch, dass die von ihnen gesprochene Sprache eine Variante des Rumänischen und keine eigenständige Sprache darstellt. Die Tatsache, dass Rumänen und Moldauer die gleiche Sprache sprechen, bedeutet ja nicht automatisch, dass sie auch eine gemeinsame Nation bilden – man denke nur an das Beispiel Österreich und Deutschland.

Dr. Othmar Kolar, Historiker, ist als Projektreferent bei Pro Europa in Wien tätig.

Rumänien und Kroatien im historischen Vergleich (1918–1945)

Faschismus und Gewalt in Südosteuropa

Radu Harald Dinu

Die öffentliche Debatte über den Faschismus ist in letzter Zeit stark durch den Aufstieg von Parteien wie *Jobbik* (Bewegung für ein besseres Ungarn) oder *Chrysi Avgi* (Goldene Morgenröte) geprägt worden. Nicht zuletzt während des Wahlkampfs zur EU-Parlamentswahl 2014 waren sich viele Medien darin einig, dass neo-faschistische Parteien ein historisches Ergebnis erzielen und die EU in ihren Grundfesten erschüttern würden. Doch im Gegensatz zu rechtspopulistischen bzw. eurokritischen Parteien wie der *United Kingdom Independence Party* (UKIP) oder der *Front National* (FN), die deutlich an Stimmen gewonnen haben, konnten neofaschistische bzw. rechtsextreme Parteien höchstens symbolische Erfolge verbuchen und werden künftig wohl kaum einen nennenswerten Einfluss im EU-Parlament ausüben. In diesem Zusammenhang weichen Rumänien und das jüngste EU-Mitgliedsland Kroatien deutlich von ihren Nachbarländern ab: Rechtsextreme Parteien haben dort seit den 1990er Jahren politisch kaum Fuß fassen können und sind in keinem der nationalen Parlamente vertreten. Diese Entwicklung steht wiederum in starkem Kontrast zum historischen Erbe beider Länder: Denn während im Rumänien der 1930er Jahre die „Legion Erzengel Michael“ zur drittstärksten faschistischen Bewegung Europas aufstieg, wirkte sich die Machtübernahme der Ustascha im Frühjahr 1941 für die Serben, Juden und Roma auf dem Gebiet des „Unabhängigen Staates Kroatien“ (NDH) verheerend aus und resultierte in einer vergleichsweise hohen Opferbilanz. Der vorliegende Beitrag möchte einen kurzen historisch-komparativen Einblick in den rumänischen und kroatischen Faschismus geben. Dabei wird es nicht um eine ereignisgeschichtliche Untersuchung gehen, zumal beide Bewegungen mittlerweile als gut dokumentiert und erforscht gelten. Im Mittelpunkt soll vielmehr das Phänomen der Gewalt stehen, das als zentraler Bestandteil des Faschismus verstanden wird und interdisziplinär erschlossen werden soll.

Sowohl die kroatische Ustascha-Bewegung als auch die rumänische Legion Erzengel Michael (auch Eiserne Garde) entstanden in Ländern, die siegreich aus dem Ersten Weltkrieg hervorgingen: Rumänien konnte durch die Angliederung österreichisch-ungarischer und russischer Gebiete sein Territorium mehr als verdoppeln, während das neu entstandene „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“ (SHS-Königreich) als Verbündeter der Siegermächte und somit als Garant der Versailler Nachkriegsordnung auf dem Balkan galt. Diese scheinbar günstigen Ausgangsbedingungen konnten jedoch nicht über die inneren Spannungen beider Länder hinwegtäuschen, die sich im Laufe der

Zwischenkriegszeit weiter verschärfen sollten. Rumänien stand vor der Aufgabe, seine zahlreichen Minderheiten in die neu angegliederten Gebieten zu integrieren, allen voran Juden, Ungarn und die deutschsprachige Minderheit. In Jugoslawien beherrschte der Konflikt zwischen der kroatischen politischen Elite und der Zentralregierung in Belgrad die gesamte Zwischenkriegszeit. Die kroatische Ustascha-Bewegung gilt in diesem Zusammenhang als unmittelbares Produkt der ungelösten „kroatischen Frage“ in Jugoslawien.



Ustasche in einem italienischen Ausbildungslager. Quelle: Mario Jareb, Ustaško-domobranski pokret. Od nastanka do travnja 1941 [Ustascha-Bewegung. Von der Gründung bis April 1941], Zagreb 2006, S. 263.

Auch wenn sich in Jugoslawien die ethnische Integration und die Zusammenführung der Provinzen als viel problematischer erwies, so können in beiden politischen und gesellschaftlichen Kontexten Parallelen ausgemacht werden, die den Aufstieg des Faschismus erklärbar machen. Zum einen trugen die Verfassungen in beiden Ländern kaum zu einer Konsolidierung eines demokratischen Gemeinwesens bei, was durch die Obstruktionshaltung zahlreicher Politiker zusätzlich erschwert wurde. So galt die Vidovdan-Verfassung in Jugoslawien für viele Kroaten als ausschließlich „serbische“ Verfassung, während die Verfassung von 1923 in Rumänien nur mit einer Minimalunterstützung des Parlaments verabschiedet werden konnte. Der daraus resultierende Legitimationsverlust beider Regierungen bereitete während der 1920er Jahre einen Nährboden für die Radikalisierung nationalistischer Gruppierungen. Zum anderen war der Aufstieg faschistischer Bewegungen von einer hohen Gewaltakzeptanz und einer Militarisierung der politischen Kultur gekennzeichnet. Dabei war die gewaltsame Austragung politischer Konflikte sicherlich kein typisch „balkanisches“ Phänomen – Rumänien und Jugoslawien

unterschieden sich in dieser Hinsicht nicht sonderlich von den Gewaltverhältnissen in der Weimarer Republik. Nicht nur die Regierungen beider Länder versuchten ihre Legitimationsschwäche durch eine oft extralegale Gewaltanwendung zu überwinden. Auch die antisemitische Studentenschaft in Rumänien und radikalnationalistische Vereinigungen in Jugoslawien (HANA O oder ORJUNA) waren auf die stetige Gewaltbereitschaft ihrer Anhänger angewiesen. Gewalt war nicht nur dem Staat vorbehalten, sondern wurde auch von Bürgern als legitime Ressource zur politischen Auseinandersetzung beansprucht. Diese „paramilitärische Subkultur“ (Robert Gerwarth) führte aber nicht nur zur Herausbildung gewaltbereiter Aktivisten aus dem ultranationalistischen Spektrum. Wie für Rumänien gezeigt werden kann, verhielten sich auch Juden gegenüber den Übergriffen faschistischer Gewalttäter nicht passiv, sondern waren selbst dazu bereit, mit Gegengewalt zu antworten. So übernahmen jüdische Sportvereinigungen wie der „Makkabi“ (*Maccabeyi*) bald die Funktion einer bewaffneten Bürgerwehr, die die physische und politische Ohnmacht der Juden durch Gegengewalt überwinden sollte. So offenbart ein Bericht des rumänischen Geheimdienstes (*Siguranța Generală*) vom Dezember 1922, dass die Feierlichkeiten des „Makkabi“ in Iași unterbrochen werden mussten, da ca. 150 bis 200 antisemitische Studenten versuchten, die Veranstaltung zu „sprengen“. Im Anschluss gerieten die Anhänger beider Gruppierungen in einen Straßenkampf, der erst von einer eigens dafür bereitgestellten Militäreinheit unterbunden werden konnte.

Die politische Gewalt der 1920er Jahre wurde im folgenden Jahrzehnt fortgeschrieben, wobei die Ereignisse in beiden Ländern eine unterschiedliche Intensität annahmen: Die Ermordung des kroatischen Bauernpartei-Vorsitzenden Stjepan Radić im Jahre 1928 und die anschließende Ausrufung der Königsdiktatur lösten in Jugoslawien eine Gewaltwelle aus, die von der Ustascha und den staatlichen Sicherheitskräften weiter angefacht wurde und erst nach dem Attentat auf den jugoslawischen Regenten in Marseille im Jahre 1934 weitgehend eingedämmt werden konnte. Gleichzeitig gelang es der Legionärsbewegung im Laufe der 1930er Jahre, zur drittgrößten faschistischen Bewegung Europas aufzusteigen und durch eine gewaltsame Straßenpolitik und mannigfaltige Formen der Massenmobilisierung in allen gesellschaftlichen Schichten Fuß zu fassen. Diese Entwicklungsverläufe brachten dann auch unterschiedliche Gewaltpraxen zum Vorschein: Die von Ante Pavelić angeführte Ustascha griff vor allem auf terroristische Gewaltformen wie Bombenanschläge zurück, die nicht nur dem verhassten Belgrader Regime galten, sondern bewusst auch zivile Opfer in Kauf nahmen. Die Legion erregte im Laufe der 1930er Jahre in erster Linie durch Attentate auf Journalisten und Politiker wie den Herausgeber der linksliberalen Tageszeitung *Adevărul* oder auf Ministerpräsident Ion G. Duca Aufmerksamkeit, wenngleich antijüdische Übergriffe

nie komplett aus ihrem Gewaltrepertoire verschwanden. Zu den zentralen Charakteristika gehörte das Primat des Symbolischen und Kommunikativen: Die Opfer wurden als Repräsentanten des verhassten politischen Systems getötet, dem unter dem Schlagwort *Politicianism* (Politikastertum) der Kampf angesagt wurde. Es war nicht die kriminelle Handlung, die den politischen Morden ihre Durchschlagskraft verlieh, sondern die öffentliche Wirkung der Gewalt. Politische Gewalt war somit alles andere als „sprachlos“, wie es noch bei Hannah Arendt hieß, sondern beinhaltete im Gegenteil eine starke kommunikative und symbolische Komponente. Vor allem die Ustascha war angesichts ihres begrenzten politischen Handlungsspielraums darauf angewiesen, sich auf spektakuläre Gewaltaktionen zu beschränken, um die Öffentlichkeit entlang der Differenz von Legitimität (der Ustascha-Gewalt) und Legalität (Belgrads) zu polarisieren.

Hinsichtlich ihrer ideologischen Ausrichtung unterschieden sich Ustascha und Legion zum Teil grundlegend voneinander. Dies betrifft nicht nur den virulenten Antisemitismus der kroatischen Faschisten, mit dem sie sich am deutlichsten von ihren Gesinnungsgenossen in anderen Ländern abhoben. Auffällig ist auch das Fehlen intellektueller Debatten über die Gewalt. Zwar bildete sich auch in den Reihen der Ustascha ein ausgeprägter Gewaltkult aus, dieser wurde jedoch kaum philosophisch begründet; er manifestierte sich fast ausschließlich im Habitus ihrer Aktivisten. Die Schriften der „Jungen Generation“ im Rumänien der 1930er Jahre zeugen hingegen von einer intensiven intellektuellen Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Gewalt. So beriefen sich legionäre Autoren wie Nicolae Roșu oder Arșavir Acterian genau wie ihre italienischen und französischen Gesinnungsgenossen auf George Sorels Apologie der Gewalt oder auf Pierre-Joseph Proudhons Schriften. Trotz dieser Unterschiede erhoben Faschisten in beiden Ländern ihre Gewaltmittel zu positiven Werten. Der paramilitärische Habitus, der durch Uniformen oder öffentliche Aufmärsche zum Ausdruck kam, sollte Werte wie Entschlossenheit und Disziplin vermitteln.

Die während der 1920er und 1930er Jahre eingeübte Gewalt trug zweifellos zu einer Radikalisierung der Faschisten bei, was nach ihrem Machtantritt rasch zu einer Gewalteskalation – wenngleich in höchst unterschiedlichem Ausmaß – führte. Die Legionäre verfügten während ihrer viermonatigen Regierungsbeteiligung im „Nationallegionären Staat“ (September 1940 – Januar 1941) kaum über die nötigen Ressourcen, um eine systematische Massenvernichtung der Juden in Gang setzen zu können. Ihre Gewalt blieb auf vereinzelte Übergriffe lokaler Akteure beschränkt. Zwar erließ die Regierungskoalition zwischen General Ion Antonescu und dem Militär auf der einen sowie Horia Sima und den Legionären auf der anderen Seite eine Reihe diskriminatorischer Dekrete, die Juden ihrer Bürgerrechte beraubten, sie ergriff

jedoch keine drastischeren gesetzlichen Maßnahmen. Einen Höhepunkt erreichte die Gewalt allerdings während der legionären Rebellion im Januar 1941, die vom Militär blutig niedergeschlagen wurde. Von den insgesamt 374 zivilen Opfern kamen etwa 120 Bukarester Juden infolge eines von den Legionären angeführten Pogroms ums Leben.

Im Gegensatz zu Rumänien fiel die Opferbilanz nach der Machtübernahme der Ustascha und der Gründung des „Unabhängigen Staats Kroatien“ (USK) im April 1941 außergewöhnlich hoch aus. Allein auf dem Territorium des USK kamen zwischen 1941 und 1945 rund 613.000 Menschen ums Leben – darunter 312.000 Serben, 26.000 Juden und 16.000 Roma. Während Juden und Roma im USK Rassengesetzen unterlagen und ihnen somit die Möglichkeit zur „Kroatialisierung“, etwa durch Glaubensübertritt, kategorisch verwehrt wurde, galt die serbische Bevölkerung – zumindest potenziell – als „assimilationsfähig“. Deshalb wäre es auch verfehlt, die Verfolgung der Serben im USK als Genozid einzustufen. Eine Reihe neuerer Studien zur Massengewalt im USK konnte zeigen, dass die Ustascha-Führung zu keinem Zeitpunkt eine einheitliche Vorstellung davon hatte, wie mit der serbischen Bevölkerung umzugehen sei. Entgegen der viel zitierten, jedoch nicht belegbaren Absicht der Ustascha-Führung, ein Drittel der Serben zu töten, ein Drittel zu deportieren und den Rest zum Katholizismus zu bekehren, war ihr *Social Engineering* vielmehr von zahlreichen Widersprüchen geprägt, die auch den Wechsel zwischen Vernichtung, Deportation und Assimilation erklärt.

Trotz dieser quantitativen Unterschiede erreichte die Gewalt während der Regimephase beider Gruppierungen eine ähnliche Eigendynamik: Da es in beiden Ländern zu einer Zurückdrängung und gebietsweise zu einem kompletten Zusammenbruch des staatlichen Gewaltmonopols kam, wurde Gewalt als Jedermannressource verfügbar. Die „Privatisierung“ der Gewalt (Peter Waldmann) schuf dabei zahlreiche Handlungsoptionen, wie etwa die Möglichkeit zur materiellen Bereicherung oder zur Austragung persönlicher Konflikte durch Denunziation oder Erpressung. So wurde in Rumänien parallel zu den regulären Polizeieinheiten noch im September 1940 die Legionäre Polizei (*Politia Legionară*) gegründet, deren Kompetenzen völlig unklar blieben und der Willkür lokaler Akteure Tür und Tor öffnete. Auch die Legionäre

Hilfe (*Ajutorul Legionar*) beteiligte sich unter dem Deckmantel des karitativen Engagements an zahlreichen Enteignungen und Plünderungen jüdischen Eigentums. Vielerorts wurde die Gewalt mit dem Aufruf an alle Nichtjuden eingeleitet, jüdische Geschäfte zu boykottieren. Dabei wurden die Schaufenster mit Plakaten versehen, auf denen zu lesen war: „Jüdisches Geschäft. Einkaufen verboten!“

Anschließend plünderten Legionäre entweder direkt die Geschäfte oder zwangen die Händler dazu, ihre Waren weit unter Bezugspreis abzutreten. Dabei wurden jüdische Händler oft so lange gefoltert, bis sie sich bereit erklärten, einen Kaufvertrag zu unterschreiben, der sie dazu verpflichtete, ihren Besitz zu einem Bruchteil des tatsächlichen Wertes an den örtlichen Chef der Legionären Polizei zu verkaufen. Weder der Boykott noch die Enteignung jüdischer Geschäfte waren dabei staatlich sanktioniert, sondern eine reine Selbstermächtigung lokaler Legionäreinheiten.



Boykottaufruf in Bukarest 1940: „Jüdische Buchhandlung. Lehrer, Eltern und Schüler! Das Kaufen von Büchern und von Schulzubehör ist verboten.“ Quelle: ANIC (Arhivele Naționale Istorice Centrale, Bukarest), M.I. Diverse 5/1940

In Rumänien und Kroatien verstanden Faschisten Gewalt in erster Linie als Symbol- und Terrainkampf – gegen politische Gegner, ethnische Minderheiten und gegen die als illegitim erachtete Staatsmacht, die es zu zerstören galt. Nicht nur verhiess die Gewalt, die den Körpern der Opfer angetan wurde, eine Purifizierung der Nation, sondern konstituierte erst die „Volksgemeinschaft“.

Dr. Radu Harald Dinu ist im Bereich Wissenschaftsmanagement an der Universität Skövde, Schweden, tätig. Zuletzt erschien von ihm seine am Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien der Universität Erfurt erstellte Dissertation „Faschismus, Religion und Gewalt in Südosteuropa. Die Legion Erzengel Michael und die Ustaša im historischen Vergleich“ (Wiesbaden 2013).

Siebenbürgisch-rumänischer Regionalismus nach dem Ersten Weltkrieg

Verpasste Chancen?

Florian Kühner-Wielach

Als die in Ungarn lebenden Rumänen am 1. Dezember 1918 den Anschluss „ihrer“ Gebiete an das Königreich Rumänien verkündeten, war dies nicht nur ein Akt der nationalen Willensbekundung, sondern auch eine Frage der Alternativen: Kaum jemand hatte vor dem Herbst 1918 ernsthaft mit der Auflösung der Donaumonarchie gerechnet. Die Rumänen Österreich-Ungarns hatten ihren politischen Fokus auf die nationale Emanzipation innerhalb des Reiches gelegt, nicht zuletzt getrieben von der in der Praxis wenig minderheitenfreundlichen Politik Budapests. Wenn von einem zukünftigen Rumänien die Rede war, in dem (nahezu) alle Rumänen lebten, dann lediglich als Vision, als Wunschtraum, dem die realpolitischen Umstände entgegenstanden: Wer sollte dem expansionswilligen Russland die Stirn bieten, wenn nicht ein starkes mitteleuropäisches Imperium? Es sollte jedoch bekanntlich völlig anders kommen. Im Oktober 1918 zwang die Kriegsentwicklung den Habsburger in Wien, zwar nicht auf den Thron, wohl aber auf die Regierungsgeschäfte zu verzichten. Sowohl der österreichische als auch der ungarische Teil des Habsburgerreiches zerfielen in regionale Einzelteile. Kaiser Karl blieb ohne „seine“ Völker.



Die Große Nationalversammlung von Karlsburg/Alba Iulia, 1. Dezember 1918. Foto: Samoilă Mârza

Das „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ bedeutete für die einen die konsequenteste Form nationaler Emanzipation, für die anderen das Ende einer konkurrierenden Großmacht. Die quantitativ dominierenden Bevölkerungsgruppen Mitteleuropas schlossen sich wie Jugoslawien und die Tschechoslowakei zu neuen Staaten zusammen oder strebten wie die Rumänen und Polen ihren jeweiligen „Mutterländern“ zu. So wurden aus den nunmehr ehemaligen Regionen der Stephanskrone Siebenbürgen, Banat und Partium, aber auch der cisleithanischen Bukowina und dem bis dato zu Russland gehörenden Bessarabien Teile

Rumäniens – Großrumäniens, *România Mare*, wie sich das Land nun halboffiziell nannte.

Die rasch im siebenbürgischen Karlsburg/Alba Iulia/Gyulafehérvár einberufene Nationalversammlung hatte nach kurzen, aber zähen Verhandlungen zwischen den einzelnen Interessensgruppen bei den Rumänen ein massentaugliches und minderheitenkompatibles Programm vorgelegt. Diese berühmte Deklaration, in der der Anschluss aller Gebiete zwischen „Marosch, Theiß und Donau“ an Rumänien verkündet wurde, versprach die volle Freiheit für die nationalen und ethnischen Minderheiten in der Region und ein demokratisches Regime mit modernem Wahlrecht. Auch die sozialen Konflikte hatte man im Auge: Eine radikale Bodenreform sollte die Besitzverhältnisse neu regeln und die Arbeiterschaft das Recht zur Selbstorganisation bekommen. Eine Übergangsautonomie für die Region sollte es ermöglichen, diese Pläne rasch in die Tat umzusetzen, bis eine neue, vom Volk angenommene Verfassung in Kraft treten konnte.

Selbstbewusst und selbstbestimmt gingen die Rumänen westlich der Karpaten in die neue Zeit: Speziell in Siebenbürgen wusste man um seinen Reichtum an Bodenschätzen, die gut entwickelte Wirtschaft und Industrie (wenngleich diese Bereiche vor allem in den Händen von Ungarn und Siebenbürger Sachsen waren) und eine (wiederum relativ) gute Verwaltung. Der postimperiale Transformationsprozess sollte sich auf zwei Ebenen abspielen: In den neuen Gebieten, wo die Rumänen bislang zwar die quantitative Mehrheit gestellt hatten, sich aber sozial und wirtschaftlich in einer eher marginalisierten Position befanden, strebten sie die Führung in allen Lebensbereichen an. Auf gesamtstaatlicher Ebene hingegen fühlte man sich den „Brüdern“ jenseits der Karpaten zivilisatorisch überlegen. Das neue Rumänien sollte darum nicht mehr auf den überkommenen feudalen Prinzipien des „Bukarester Systems“ basieren, sondern nach den Idealen von Karlsburg organisiert werden. Während die breite Bevölkerung von der Hoffnung auf sozialen Aufstieg und wirtschaftliche Verbesserung getrieben wurde (bzw. getrieben werden sollte – nicht alle Rumänen in Siebenbürgen waren benachteiligt), strebte die Elite nach politischer Dominanz: Am siebenbürgischen Wesen sollte Rumänien genesen ...

Zur Zeit des Dualismus hatten sich die Rumänen der Donaumonarchie, eine Handvoll Sozialdemokraten ausgenommen, trotz unterschiedlicher politischer Auffassungen in der Rumänischen Nationalpartei (*Partidul Național Român*) zusammengetan. Siebenbürger dominierten diese Sammelbewegung: Neben Iuliu Maniu, der

sich ab der Jahrhundertwende schrittweise als führender Kopf profilierte, mussten sich in dieser „Ethnopartei“ unter anderen kaisertreue Großgrundbesitzer wie Alexandru (bis 1918: *von bzw. de*) Vaida-Voievod und nationalistische „Großrumänen“ wie Octavian Goga miteinander arrangieren. Dazu kam, dass die Rumänen westlich der Karpaten zu annähernd gleichen Teilen zwei verschiedenen Konfessionen gehörten. Vor allem in Südsiebenbürgen und im Banat war man größtenteils orthodox, während in Zentral- und Nordsiebenbürgen eher die mit Rom unierte, griechisch-katholischen Kirche dominierte. Entlang dieser bereits vor 1918 existierenden, ideologischen, regionalen und konfessionellen Grenzen sollten sich – bei aller nationalen Einigkeit, wie sie zumindest *ex post* beschworen wurde – die großen Sollbruchstellen der siebenbürgisch-rumänischen Gesellschaft abzeichnen.



Die Mitglieder des Regierungsrates für Siebenbürgen, für das Banat und für die rumänischen Gebiete Ungarns: v.l.n.r. (hintere Reihe) Iosif Jumanca, Romul Boilă, Valeriu Braniște, Victor Bontescu, (unbekannt), Ioan Suciu, Aurel Lazăr, Emil Hațieganu, Ion Flueraș; (sitzend) Alexandru Vaida-Voievod, Ștefan Cicio Pop, Iuliu Maniu, Vasile Goldiș, Aurel Vlad.

Kurz nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wies zuerst jedoch vieles darauf hin, dass Siebenbürgen zum „Preußen Großrumäniens“ werden könnte. In der „Heimat“, den von Ungarn übernommenen Gebieten, regierte man autonom mittels eines ausschließlich von Mitgliedern der Nationalpartei beschickten Regierungsrates (*Consiliul Dirigent*). Im Dezember 1919 gewann ein von derselben Gruppe geführter, „neurumänischer“ Wahlblock die ersten Wahlen seit der Verdopplung von Staatsgebiet und Staatsbürgern und stellte mit Alexandru Vaida-Voievod auch den ersten gewählten „gesamtrumänischen“ Premierminister. Wer oder was sollte die Siebenbürger Rumänen nun noch daran hindern, dem rumänischen Staat und seiner neuen Gesellschaft ihren Stempel aufzudrücken? Rasch beschloss man das baldige Ende der regionalen Selbstverwaltung, denn wenn die Regierung und bald ganz Rumänien siebenbürgisch geprägt war, brauchte man auch keine politischen Demarkationslinien mehr, um seine regionale Eigenart zu sichern.

Aber noch bevor sich die neue Regierung etablieren konnte, zeigte sie bereits Auflösungserscheinungen. Während Vaida-Voievod in Paris weilte, um an den

Friedensverhandlungen teilzunehmen, attackierten die „altrumänischen“ Eliten den führungslosen und uneinigen „neurumänischen“ Regierungsblock. Die strukturkonservativen Parteien, vor allem die vom Politikerclan der Brătianus geführte Nationalliberale Partei (*Partidul Național Liberal*) und die mit ihnen verbündete konservative Volkspartei (*Partidul Poporului*) des „Kriegshelden“ Alexandru Averescu konnten mit Billigung des Königs schon im Frühjahr 1920 die Macht zurückerobern. Bis 1928 sollten nun diese beiden Parteien regieren und den „großrumänischen“ Integrationsprozess dominieren. Wahlen wurden – wie man es im „Altreich“ gewohnt war – mit allen nur erdenklichen Mitteln geführt: An einem Ende der Skala stand eine Reihe von materiellen Anreizen, angefangen mit dem Versprechen, Land zugeteilt zu bekommen, bis hin zum Schnapsausschank, was mitunter in einer gleichsam flächendeckenden Alkoholisierung der Bevölkerung münden konnte. Auf der anderen Seite wurde die Wählerschaft durch parteitreue Wahlleiter, Exekutivbeamte oder Verwaltungsbedienstete eingeschüchtert und durchaus auch mit physischer Gewalt zur „richtigen“ Wahl gedrängt. Diese systematischen „Überzeugungsmaßnahmen“ – auch der Vorwurf der effektiven Ergebnisfälschung stand immer wieder im Raum – wurden durch die (altrumänische) Praxis der Regierungseinstellung ermöglicht: zuerst bestimmte der König eine Regierungspartei, welche in der Folge einige Wochen Zeit hatte, die Wahlgänge in ihrem Sinne vorzubereiten.

Aggressionen erfuhren jedoch nicht nur die Wähler, sondern regelmäßig auch die Regierungsvertreter, wenn sie in ein Dorf kamen, das der Opposition ergeben war, was in Siebenbürgern oft genug der Fall war. Die Quellen berichten von zur Hintertür hinaus geflohenen Wahlleitern und verjagten Lokalpolitikern. Eine nicht unwesentliche Rolle spielten dabei die Priester in den Dörfern: Für die Bevölkerung war die Predigt oft wichtigste Quelle zur politischen Meinungsbildung. Aus diesem Grund war es enorm wichtig für die politischen Gruppierungen, den jeweiligen Pfarrer auf ihrer Seite zu haben. Der parteipolitischen Politisierung des Klerus war somit Tür und Tor geöffnet.

Das „siebenbürgische Wesen“ bzw. seine selbsternannte Monopolvertreterin, die Nationalpartei, zog sich in die Opposition zurück, um den eigenen Auflösungstendenzen Einhalt zu gebieten. Ein Teil der Politiker plädierte für ein Aufgehen in der ab April 1920 regierenden Volkspartei. So verließ, nachdem sich die Parteiführung unter Manius Führung dagegen entschieden hatte, eine Gruppe um Octavian Goga die Nationalpartei Richtung Volkspartei. Der neue Ministerpräsident Averescu belohnte ihn dafür umgehend mit einem Ministerposten.

Die Nationalpartei begann jedoch bald nach diesem Rückschlag, sich neu aufzustellen. Einerseits erhoben die Parteiführer weiterhin den alleinigen Führungsanspruch in Siebenbürgen, andererseits rüsteten sie sich dafür, die Karpaten zu überschreiten und auch im „Altreich“

politisch aktiv zu werden. 1922 fusionierte die Nationalpartei mit der kleinen, jedoch in der Walachei gut aufgestellten konservativen Demokratischen Partei (*Partidul Democrat*). 1925 holte man sogar, wenn auch nur für ein paar Monate, Nicolae Iorga an Bord, dessen Wort im politischen und kulturellen Diskurs nahezu orakelhaftes Gewicht hatte. Der große Clou gelang jedoch 1926, als die bereits seit mehreren Jahren in Wellen diskutierte Fusion mit der Bauernpartei (*Partidul Țărănesc*) endlich durchgeführt werden konnte. Es stellte ein gewisses Risiko dar, die wirtschaftspolitisch deutlich links der Mitte angesiedelten Ideen der Bauernpartei mit den eher konservativen, gemäßigt rechten Ideen der siebenbürgisch-rumänischen Politik in der Nationalen Bauernpartei (*Partidul Național Țărănesc*) zusammenzubringen. Aber nur so konnte man sich endlich als gesamtrumänische Massenpartei positionieren und derart ein flächendeckendes Gegengewicht zu den mittlerweile deutlich dominierenden Liberalen bilden.

Im Kern blieb der siebenbürgische Flügel jedoch (auch) eine regionalistische Partei. 1919 hatte sie allein durch ihre Wählerbasis westlich der Karpaten die Wahlen für sich entschieden, und trotz der „Anreize“ durch die zu wählende Regierung verlor die Nationalpartei bei den folgenden Wahlen in ihrer Stammregion weniger deutlich als anderswo. Obwohl die Opposition massiven Widerstand leistete, konnte nicht verhindert werden, dass die nunmehr vom Liberalen Ion I. C. Brătianu geführte Regierung 1923 eine radikal zentralistische Verfassung durch die Parlamentskammern winkte. Das neue Grundgesetz basierte zu einem guten Teil auf der alten Verfassung des Königreichs Rumänien aus dem Jahr 1866 und nahm kaum Rücksicht darauf, dass sich die gesellschaftlichen Verhältnisse seither völlig verändert hatten: Die konfessionell und national relativ homogene Feudalgesellschaft hatte einem pluralistischen Nationalitätenstaat weichen müssen, in dem rund ein Drittel der Bevölkerung weder das Rumänische als Muttersprache angab, noch der orthodoxen De-facto-Staatskonfession angehörte. Nicht einmal die Rumänen zeigten sich einheitlich – immerhin bekannte sich rund ein Zehntel der Gruppe, die sich als „staatstragend“ sah, zur griechisch-katholischen Kirche. In der neuen Verfassung wurde diese Konfession gnadenhalber als „erste unter den zweiten“ genannt, während die Orthodoxie *expressis verbis* als die „vorherrschende“ (*biserica dominantă în Statul român*) definiert wurde. Die liberale Regierung hatte mit Billigung des Königs einfach das System des 19. Jahrhunderts auf „Großrumänien“ extrapoliert – das erhoffte neue Rumänien war lediglich eine modifizierte Version des alten.

Für die griechisch-katholischen Siebenbürger bedeutete diese verfassungsmäßig festgelegte Rangordnung freilich, einen besonders heftigen Schlag ins Gesicht zu bekommen. Immerhin standen in der ersten Reihe der siebenbürgisch-rumänischen Politikerkaste mit Maniu

und Vaida-Voievod zwei unierte Katholiken. Es war auch kein Zufall, dass die Deklaration von Karlsburg vom unierten Bischof Iuliu Hossu verlesen wurde – und ebenso wenig schien es ein Zufall zu sein, dass sich die Ideale vom 1. Dezember 1918 in der neuen Verfassung kaum widerspiegelten. Für Maniu, Vaida-Voievod und ihre Verbündeten war dies ein weiteres Motiv unter vielen andern, die Oppositionsarbeit in Siebenbürgen auf regionalistische Argumentationsstrategien zu bauen. Da man vor 1918 aufgrund des Assimilationsdrucks genötigt war, die nationalen Reihen möglichst lückenlos zu schließen und den Blick von den – zweifellos bestehenden – regionalen Divergenzen diesseits und jenseits der Karpaten wegzulenken, wurden diese vor allem vom streitbaren Vaida-Voievod nun überdeutlich sichtbar gemacht. Aus den „nationalen Brüdern“ im Altreich wurden in seiner Rhetorik nun Ausbeuter, die Siebenbürgen erobert hätten und wie eine „afrikanische Kolonie“ regierten. Die Liberalen wollten zwar Siebenbürgen, aber am besten ohne Siebenbürger, postulierte Vaida-Voievod auf seinen Kundgebungen. Diese Argumentationsstrategie, die sich vor allem auf die Mentalitätsunterschiede zwischen „Altreich“ und die angeschlossenen Gebiete bezog, übernahmen nicht nur die anderen Nationalitäten Westrumäniens, sondern wurde auch von Oppositionellen in der Bukowina und in Bessarabien angewendet. Für den Kampf gegen die politischen Gegner wagte die Nationalpartei sogar eine vorsichtige Annäherung an die innerregionale nationale Konkurrenz: die siebenbürgischen Ungarn, die seit dem Friedensvertrag von Trianon, der die Abtrennung Siebenbürgens, des Banats und des Partiums auf internationaler Ebene bestätigte, in einen Zustand der Schockstarre verfallen waren. Die siebenbürgisch-rumänischen Politiker inszenierten sich als „Minderheitenverstehler“, indem sie die Erfahrung im multiethnischen und gemischtkonfessionellen Zusammenleben aus der Zeit der Donaumonarchie betonte. So wollte man zeigen, dass die Nationalpartei/Nationale Bauernpartei eine deutlich größere Eignung aufwiese, dieser neuen Gesellschaft voranzugehen. Nachdem die Nationale Bauernpartei 1928 einen fulminanten Wahlsieg errungen hatte, bekamen Maniu, Vaida-Voievod und ihre Mitstreiter noch einmal die Chance, die Ideale von Karlsburg umzusetzen. Als diese Gelegenheit auf Demokratisierung, Regionalisierung und Pluralismus erneut verpasst wurde, begann die rumänische Gesellschaft, so wie viele andere politische Kulturen in den 1930er Jahren, die Lösung in autoritären Ideologien zu suchen.

Dr. Florian Kühner-Wielach ist Stellvertreter des Direktors und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e.V. an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Soeben ist von ihm erschienen: „Siebenbürgen ohne Siebenbürger? Zentralstaatliche Integration und politischer Regionalismus nach dem Ersten Weltkrieg“, De Gruyter Verlag, Berlin u.a. 2014.

Der Beginn der Metallzeiten an der unteren Donau im 5. Jahrtausend v. Chr.

Das älteste Gold der Menschheit

Agathe Reingruber

Seit 2004 erforscht ein deutsch-rumänisches Team unter der Leitung von Prof. Dr. Svend Hansen in einem Kooperationsprojekt zwischen der Eurasienabteilung des Deutschen Archäologischen Instituts und der Rumänischen Akademie in der Nähe des Dorfes Pietrele, Kreis Giurgiu, den 10 m hohen Siedlungshügel Măgura Gorgana und die ihn umgebende Flachsiedlung. Der prähistorische Fundort liegt am Nordrand des heutigen Donautals und ist einer der westlichsten Fundpunkte des kupferzeitlichen Kodžadermen-Gumelnița-Karanovo VI-Kulturkomplexes (Abb. 1). Dieser erstreckte sich im 5. Jahrtausend v. Chr. über den gesamten westpontischen Raum und zeichnete sich durch Innovationen sowohl im technischen als auch im sozialen Bereich aus.

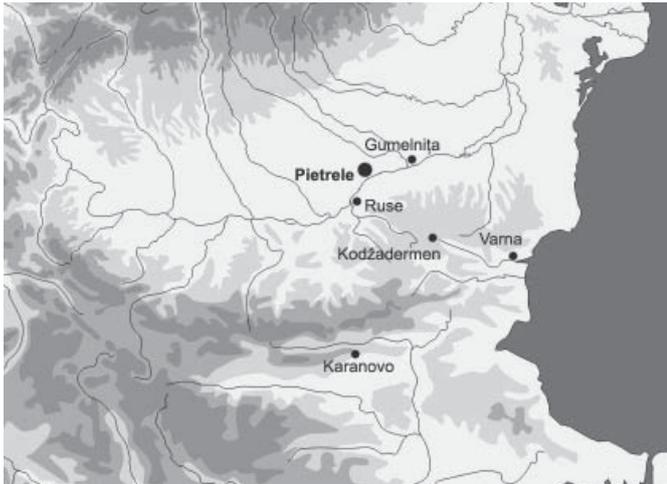


Abb. 1: Der westpontische Raum mit wichtigsten Siedlungen aus der Kupferzeit.

Im 5. vorchristlichen Jahrtausend bildete die nördliche Terrassenkante der Donau das Nordufer eines ausgedehnten Sees. Der Nachweis dieses Paläosees ist Geografen von der Frankfurter Universität aufgrund von ca. 180 Bohrungen bis zu einer Tiefe von ca. 17 m gelungen. Der See erstreckte sich von Giurgiu im Westen bis mindestens nach Gumelnița im Osten (Abb. 2), womöglich aber noch sehr viel weiter.

Immerhin kann er durch Bohrungen in der 8 bis 9 km breiten Aue auf einer West-Ost-Ausdehnung von über 60 km erfasst werden, somit eine Fläche von mindestens 500 km² bedeckend. Für die Bewohner lieferte er nicht nur einen Großteil der täglichen Nahrung, sondern ermöglichte auch einen schnellen und anhaltenden Austausch mit den Nachbarsiedlungen.

Nach Pietrele gelangten auf dem Wasserweg nicht nur schwer transportierbare

Gesteine für die Herstellung von Gebrauchsgegenständen, wie z. B. für über 50 kg schwere Mahlsteine oder für bis zu 30 cm lange Silexklingen (Abb. 3), sondern auch exotische Materialien wie Marmor oder *Spondylus*-Muscheln für die Herstellung von Schmuck sowie Grafit für die Bemalung der Keramik.

Aus all diesen Materialien können durch Schleifen, Schneiden, Reiben etc. Gebrauchsgegenstände geformt werden. Anders ist dies aber mit den Erzen, die erst durch Schmelzen und Gießen transformierbar wurden – dieser umwälzende Prozess ist nicht von ungefähr von Archäologen bereits vor 130 Jahren als ein folgenschwerer Schritt in der Geschichte der Menschheit erkannt worden, der in Europa das Ende der über 1 Million Jahre dauernden Steinzeit markiert und den Beginn der Metallzeiten einläutet, ein Schritt, der unsere moderne Gesellschaft seit nunmehr 7.000 Jahren prägt. Denn am Beginn der Kupferzeit, der ältesten unter den Metallzeiten, ist nicht mehr nur von den üblichen, alltäglichen Beschäftigungen auf häuslichem Niveau auszugehen, sondern mit spezialisiertem Handwerk zu rechnen. Individuelle Fertigkeiten und Talente waren gefordert – nicht jeder besaß die Fähigkeit,

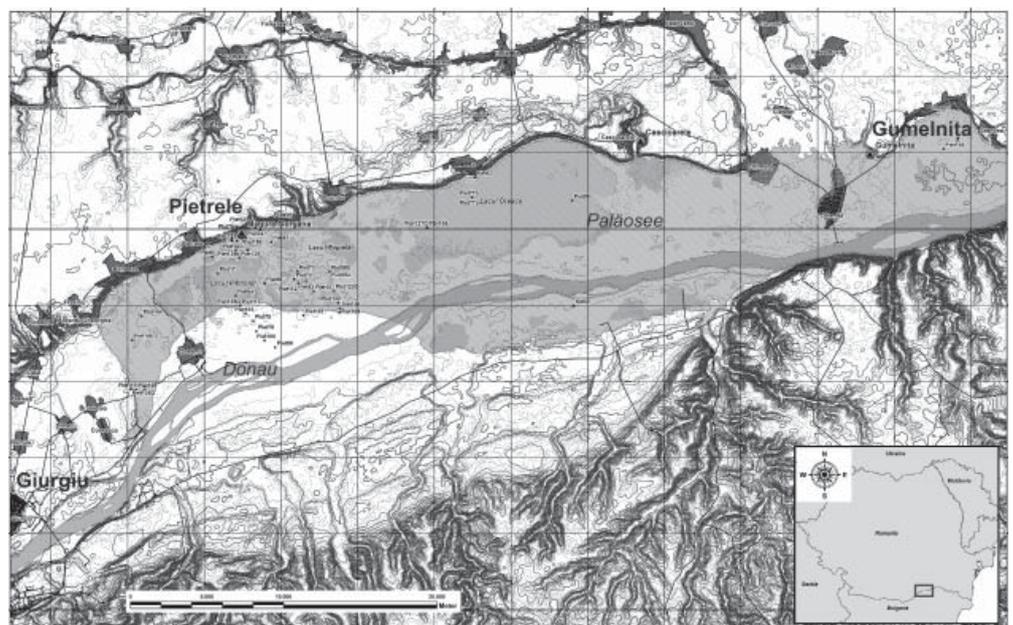


Abb. 2: Rekonstruierter See, durch den die Donau floss. (Dirk Nowacki)

Metallerze zu lokalisieren, Kupfer zu schmelzen, zu „designen“ und dann auch noch zu verhandeln, so wie sich auch nicht jeder diese Prestigeobjekte leisten konnte: Es ist davon auszugehen, dass der Motor für die hierarchisch strukturierte Gemeinschaft Spezialisten waren, die die überregionalen Tauschwerke in Schwung hielten und womöglich auch den hohen Bedarf an Prestigegü-



Abb. 3: Bis zu 30 cm lange Silexklingen. Foto: Svend Hansen

tern ankurbelten. Dadurch entstanden neue Handwerkszweige (im heutigen Sprachgebrauch könnte man auch erstmalig von Berufen sprechen), die das Fundament des neuartigen sozialen Systems bildeten.

Anfänglich wurden aus Kupfer vor allem Schmuck und Kleingeräte hergestellt (Abb. 4); vereinzelt sind auch bis zu 500 g schwere Äxte überliefert, die womöglich weniger als Arbeitsgeräte, sondern wohl eher als Prestigeobjekte gelten können. Gleichzeitig oder nur wenige Jahrzehnte später entstanden die ersten Goldgegenstände: Aus millimeterdünnen Folien wurden Schmuckstücke, Anhänger oder Applikationen herausgeschnitten (Abb. 5), aus Golddraht Ringe geformt und aus schmalen Goldband zylindrische Perlen gewickelt. Die Bergwerke für das Kupfer können aufgrund von Isotopenuntersuchungen bestimmt werden. So wissen wir, dass das Kupfer für die Gegenstände aus Pietrele aus den Minen des Balkengebirges gewonnen wurde. Gold wurde aus den Flüssen gewaschen, genauere Herkunftsbestimmungen sind jedoch an Seifengold nicht durchführbar. Womöglich stammt das Gold aus den Flüssen, die die östlichen Hänge des Balkengebirges ins Schwarze Meer entwässern.

Dieser epochale Wandel von der Stein- zur Kupferzeit, die erstmalige Wiederverwertung von Rohstoffen, vollzog sich nicht in einer einzigen Generation, sondern kann

über mehrere Jahrhunderte verfolgt werden. Als ausgesprochener Glücksfall der Geschichte kann die damalige Siedlungsweise an der unteren Donau gelten, denn die Menschen errichteten ihre neuen Häuser nicht neben oder fernab des alten, abrisreifen Gebäudes, sondern direkt auf seinen Ruinen. So entstanden Siedlungshügel von bis zu 12 m Höhe, die über mehrere Generationen

kontinuierlich bewohnt waren, so dass sich über Jahrhunderte hinweg eine lückenlose Abfolge rekonstruieren lässt. Zu den größten unter ihnen gehört der Tell Măgura Gorgana beim heutigen Dorf Pietrele. In zwei großen Flächen wurde der Tell bis zu einer Tiefe von 7 m erforscht. Stark verbrannter Hausschutt, unverbrannte Ablagerungen und dazwischen eingebrachtes Füllmaterial bildeten im Wechsel mächtige Schichtpakete, ein im Laufe der Jahrhunderte gewachsenes Archiv an unschätzbaren Informationen, das weit über das hinausgeht, was mit archäologischen Methoden analysierbar ist. So erschließen uns die makro- und mikroskopischen Untersuchungen von Botanikern und Zoologen an Pflanzen- und Tierresten eine unglaubliche

Bandbreite von Nahrungs- aber auch Genussmitteln und lassen auf wirtschaftliche Strategien schließen. Spannend ist, ihre Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte zu verfolgen: Während im Neolithikum Knochen von Rindern überwiegen, sind es in der Kupferzeit neben den bekannten Haustieren wie Rind, Schwein, Schaf und Ziege auch zahlreiche Wildtiere, die wegen ihres



Abb. 4: Bis zu 20 cm lange Kupfernadeln. Foto: Svend Hansen

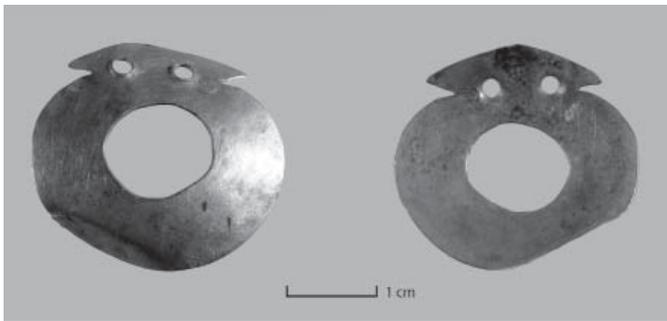


Abb. 5: Goldscheibe aus der Zeit um 4400 v. Chr.
Foto: Svend Hansen

Fleisches und vermutlich auch ihrer Felle gejagt wurden. Von großer Bedeutung war der Fischfang: Dies ist nicht nur durch die große Vielfalt der Arten, die vor allem stehende Gewässer bevorzugten, belegt, sondern auch an den zahlreichen Fischfang- und Angelgeräten sichtbar. Bis zu 25 cm lange Harpunen aus Geweih (Abb. 6) und zahlreiche Doppelspitzen aus Knochen sowie einige Haken aus Kupfer lassen auf gezielte Jagd und intensiven Einzelfang schließen, Netzsenker und -beschwerer deuten auf das Fangen von Schwärmen hin.

Dank der inzwischen 62 Radiokarbondaten müssen wir nunmehr nicht mehr nur in groben Zeitangaben von Jahrhunderten sprechen, sondern können in Pietrele ziemlich exakt die Dauer von einzelnen Hausphasen auf wenige Jahrzehnte eingrenzen. So kann als gesichert gelten, dass die sieben Meter ergrabenen Ablagerungen in nur 350 Jahren zwischen 4600 bis 4250 v. Chr. entstanden sind, pro Hausgeneration von ca. 50 Jahren also

durchschnittlich mit einem Meter Schutt- und Füllmaterial zu rechnen ist. In 7 m Tiefe haben wir 2013 den Beginn der kupferzeitlichen Ablagerungen erreicht und werden mit den untersten Ablagerungen, die im späten Neolithikum akkumuliert wurden, wichtige Erkenntnisse zur Übergangszeit zwischen den beiden Epochen gewinnen.

Dr. Agathe Reingruber ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Eurasienabteilung des Deutschen Archäologischen Instituts, Berlin. Zuletzt erschien von ihr: „Die deutschen Ausgrabungen auf der Argissa-Magula in Thessalien/2. Die Argissa-Magula - das frühe und das beginnende mittlere Neolithikum im Lichte transägäischer Beziehungen“.



Abb. 6: Harpunen aus Geweih. Foto: Svend Hansen



Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik – „2014: Jahr der Erinnerungskultur“, 26. Jg., Heft 1-2/2014, 224 Seiten. Die *Halbjahresschrift* wird vom Arbeitskreis für Geschichte und Kultur in Ostmittel- und Südosteuropa, Dinklage in Zusammenarbeit mit der Universität Vechta herausgegeben.

Aus dem Inhalt – Björn Opfer-Klinger: Eine kleine Region spaltet den Vierbund. Die Dobrukscha als Konfliktregion im Ersten Weltkrieg • Johann Böhm: Die Anfänge der NS-Pressen im deutschen Siedlungsraum von Rumänien seit 1922 • Klaus Popa: Wie das System, so der Exponent. „Volksgruppenführer“ Andreas Schmidts Aufstieg und Niedergang • Georg Herbstritt: Flucht aus Rumänien (1968-1989). Erkenntnisse aus Securitate-Akten und vergleichende Betrachtungen mit der Situation der DDR • William Totok: Mit tückischer Durchtriebenheit. Durchsetzung der offiziellen Geschichts- und Kulturpolitik im national-kommunistischen Rumänien mit nachrichtendienstlicher Unterstützung (II) • Gabriel Andreescu: Institutionalisierte Misserfolge. Der Beitrag der Securitate-Akten-Behörde CNSAS und des Verfassungsgerichts zur Aufarbeitung in Rumänien • Karl-Heinz Gräfe: Der Weg in den Zweiten Weltkrieg. Ursachen und treibende Kraft • www.halbjahresschrift.homepage.t-online.de

Neuausgabe von Carmen Sylvas gesammelten Märchen und Geschichten

Märchen als Kulturvermittler

Edda Binder-Iijima

Die erste rumänische Königin Elisabeth aus dem Hause Wied, populär geworden unter ihrem Pseudonym Carmen Sylva, gehörte zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu den bekanntesten Frauen ihrer Zeit. Das bedeutete, dass auch Rumänien, seit 1881 Königreich mit Carol von Hohenzollern-Sigmaringen als gekröntem Haupt, keinen weißen Fleck auf der europäischen Landkarte darstellte, sondern dass dieses Land mit dem Wirken seines Königspaares verbunden wurde. Nicht zuletzt war es die schriftstellerische Tätigkeit von Elisabeth, die zu einem Imagegewinn Rumäniens beitrug, wobei ihr Schreiben zunächst eine Therapiemaßnahme darstellte nach dem Tod ihrer dreijährigen Tochter Marie 1874, der sie in eine tiefe Depression gestürzt hatte. Da die Ehe nach diesem Schicksalsschlag kinderlos blieb, machte Elisabeth aus ihrem Talent einen Beruf und sah darin selbst eine Berufung. Einen wichtigen Teil ihrer Veröffentlichungen bildeten Märchen und Geschichten sowohl mit rumänischen als auch mit persönlichen Bezügen, die unter verschiedenen Titeln seit 1883 in Deutschland erschienen. Diese liegen nun in einer zweibändigen Neuausgabe mit dem Titel „Aus Carmen Sylvas Königreich“ gesammelt vor. Herausgegeben und kompetent eingeleitet sowie mit Fotografien bebildert wurden sie von der Carmen-Sylva-Forscherin und Leiterin der Forschungsstelle Carmen Sylva in Neuwied, Dr. Silvia Irina Zimmermann.

Der erste Band enthält Märchen und Geschichten mit einem Rumänienbezug: die Berglandschaft der Karpaten um Sinaia und den Gebirgsbach Pelesch, der der Sommerresidenz des Königspaares den Namen gab, des Weiteren Themen, Motive und Persönlichkeiten aus der rumänischen Geschichte und ErzählpWelt, darunter die berühmten von Meister Manole und Mioritza, dann auch einige Geschichten mit Gegenwartsbezügen, vor allem aus dem Unabhängigkeitskrieg gegen die Türken von 1877. Dabei handelt es sich nicht um einfache Wiedergaben rumänischer Märchen, sondern es sind eigenständige literarische Produkte Carmen Sylvas, worauf die Herausgeberin nachdrücklich hinweist. Fragt man danach, welche Wirkung das *Rumänische* auf die Leser ausüben sollte, so lag die Absicht Carmen Sylvas zweifellos in dem Hervorrufen von Sympathie und der Vermittlung eines positiven Bilds ihres Landes. Darunter fallen die Exotik, die Schönheit der Natur, der Landschaften und der Menschen, die besondere Stellung der Hirtenkultur, eine an Opfern und Leid reiche Geschichte (zum Beispiel „Puiu“ oder „Constantin Brancovano“), aber auch Hinweise, dass mit der neuen Dynastie und seinem Herrscher Carol eine bessere Zukunft

für das Land begonnen habe. Stilistisch gesehen merkt man der Autorin eine Vorliebe für eine idyllische, gefühlsintensive, mit Diminutiven und Epitheta ornantia ausgeschmückte Schreibweise an, einhergehend mit einer moralisierenden Tendenz, was auf den heutigen Leser oft klischeehaft oder kitschig wirkt.

Der zweite Band mit dem Untertitel „Märchen einer Königin“ enthält Märchen, die neben allgemeinen Motiven starke persönliche Bezüge und allegorische Darstellungen („Leidens Erdengang“) aufweisen. Das „Märchen von der hilfreichen Königin“ besitzt dabei eine programmatische Aussage aufgrund seiner Selbststilisierung und -idealisierung als Königin, deren Aufgabe es ist, das Leid der Menschen zu lindern. Eine andere Aufgabe, die zum Beispiel in dem Märchen „Pelesch im Dienst“ thematisiert wird, besteht in der Überwindung von Verlust durch die Poesie. Damit sind auch die zwei wichtigsten Bereiche angesprochen, in denen Elisabeth ihre Aufgaben sah: die Wohltätigkeitsarbeit und ihre schriftstellerische Tätigkeit, die sie als Öffentlichkeitsarbeit zugunsten ihres Landes und der Dynastie einsetzte.

Bleibt die Frage, worin der Wert der Neuausgabe dieser meist romantisierenden Kunstmärchen liegt, die nicht nur für junge Leser gedacht waren. Literarisch gesehen sind sie von unterschiedlicher Qualität, aber als Bestandteil des damaligen Literaturbetriebs durchaus für Literaturforscher interessant. Vor allem aber erschließen sie einen Zugang zu einer bekannten Persönlichkeit ihrer Zeit, der es mit ihren Werken gelang, Rumänien in Europa bekannt zu machen. Hier werden die beachtlichen Kommunikations- und Vermittlungsstrategien von Elisabeth in ihrer Stellung als rumänische Königin sichtbar. Die sorgfältig edierten Bände bieten den Vorteil der Zugänglichkeit der gesamten Märchen von Carmen Sylva, die sowohl als literarisches als auch als historisches Zeitzeugnis Geltung besitzen, aber auch einfach eine unterhaltsame Lektüre von interessanten Geschichten darstellen können. Mit dieser Neuausgabe gelingt es Carmen Sylva vielleicht erneut, Rumänien in ein günstigeres Licht zu rücken, was nur in ihrem Sinne wäre.

Aus Carmen Sylvas Königreich. Gesammelte Märchen und Geschichten für Kinder und Jugendliche von Carmen Sylva. Band I: Rumänische Märchen und Geschichten. Band II: Märchen einer Königin, herausgegeben von Silvia Irina Zimmermann. ibidem-Verlag, Stuttgart 2013, 444 und 350 Seiten, 79,90 Euro (beide Bände).

Varujan Vosganian setzt seinen armenischen Vorfahren ein literarisches Denkmal

Erzählen gegen das Vergessen

Claudiu Zippel

Der osmanische Genozid an den Armeniern geschah bereits Jahrzehnte vor dem Holocaust. Täter wie Opfer waren damals einfach strukturierte Menschen, mächtig und grausam die einen, den Mächtigen und ihrer Grausamkeit schutzlos ausgeliefert die anderen. Während die Täter Jahrzehnte lang schwiegen, erzählten die armenischen Überlebenden der Todesmärsche ihr Martyrium den nächsten Generationen weiter. Abertausende wurden damals in alle Himmelsrichtungen verstreut, viele von ihnen fanden ihre Rettung in Rumänien und begannen dort ein neues Leben.

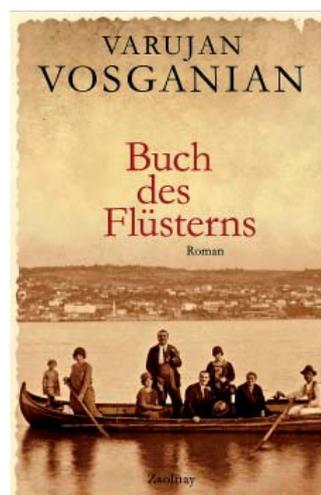
Den Nachfolgern dieser Überlebenden entstammt auch der 1958 in Craiova geborene Varujan Vosganian. Sein Roman beschwört in nachdenklich-melancholischen Erinnerungen die idyllische Kindheitswelt in der rumänischen Kleinstadt Focșani der 1950er Jahre. Stellvertretend für das armenische Volk, die zentrale Kollektiv-Figur des Romans, stehen im „Buch des Flüsterns“ Vosganians Großväter: Setrak Melichian, auf der mütterlichen Seite, und besonders Garabet Vosganian, Fotograf, Hobbymaler und -geigenspieler, auf der väterlichen Seite. Es sind vor allem seine Geschichten, die das Kind in ihren Bann ziehen und für immer prägen.

An ruhigen Sommernachmittagen treffen sich im Haus der Großeltern Verwandte und Freunde zum Kaffeetrinken, und während die Kaffeebohnen traditionsgemäß geröstet und anschließend gemahlen werden, fließen Gegenwart und Vergangenheit der Anwesenden allmählich ineinander. Dabei sind Geschichten und ihre Protagonisten wichtiger als eine genaue Chronologie, und so wundert sich niemand darüber, wenn zum Beispiel Großvater Melichian sein Geburtsjahr nicht genau kennt. Die Anwesenden sind Überlebende der monatelangen Hungermärsche, die 1915 auf Veranlassung der nationalistisch orientierten jungtürkischen Bewegung um Talât Pascha begannen und das armenische Volk beinahe ausgelöscht hätten. Lange Passagen des Romans schildern die Vertreibung und das Leiden ganzer Dörfer, berichten über Erschießungen durch das türkische Militär, über Ausplünderungen durch kurdische Banden oder über grausame Lebensbedingungen in den russischen und syrischen Lagern.

Das geheimnisvolle Flüstern ist eines der Leitmotive in Vosganians Roman. Über Freiheit und Widerstand zu reden, das erfahren seine Protagonisten im Laufe der Zeit immer wieder, ist in Diktaturen nur im Flüsterton möglich. Dennoch empfindet der Leser dieses Flüstern manchmal wie einen stummen Schrei, so etwa in

der Szene, in der eine verzweifelte Mutter ihren Sohn für einen Sack Mehl verkauft, um dadurch dessen erkrankte Schwester vor dem Hungertod zu retten. Wie aus kleinen Puzzleteilen baut der Autor aus zahlreichen Einzelschicksalen von historisch realen oder erdachten Protagonisten das Gesamtbild einer traumatisierten Volksgemeinschaft auf. Da ist zum Beispiel Drastamat Kanayan, bekannt als General Dro, der zunächst auf Seite der russischen, dann der deutschen Armee kämpft und sein Ende in den Vereinigten Staaten findet. Oder der tüchtige Kaufmann Hartin Fringhian, dem die Flucht aus Ostanatolien nach Rumänien gelingt, wo er bis zum Ende des zweiten Weltkrieges durch Zuckerhandel einer der reichsten Unternehmer Rumäniens wird. In seinem handgeschriebenen Testament vermacht er zwar sein ganzes Vermögen karitativen Einrichtungen und seinen ehemaligen Arbeitern, dies bleibt jedoch wirkungslos, weil die Zuckerfabriken, Immobilien und Juwelen nach dem Krieg von der kommunistischen Regierung verstaatlicht oder beschlagnahmt werden.

Die große Herausforderung des Textes an den Übersetzer wird schon im Romantitel deutlich: Ausgerechnet für das im rumänischen Originaltitel verwendete Substantiv *șoaptă* hat die deutsche Sprache keine morphologisch passende Entsprechung. Doch mit seiner hervorragenden Übertragung aus dem Rumänischen setzt sich Ernest Wichner präzise und einfühlsam über jegliche Sprachbarrieren hinweg. Das in mehrere europäischen Sprachen übersetzte und als eine wahre Saga des armenischen Volkes gefeierte „Buch des Flüsterns“ ist in der Tat ein ungewöhnliches, bewegendes Buch, eine ausgewogene und spannende Mischung aus melancholischer Autobiografie, historischer Dokumentation und literarischer Fiktion.



Varujan Vosganian
Buch des Flüsterns. Roman.
Aus dem Rumänischen von Ernest Wichner. Paul Zsolnay Verlag, Wien 2013, 512 Seiten, 26,00 Euro.

Otto Folberths Roman „Das Stundenglas“ – ein Kapitel der zeitgenössischen Völkerwanderung

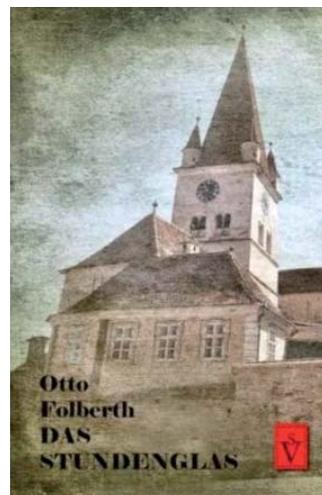
Fiktion als Dokumentation

Olivia Spiridon

Flucht und Vertreibung der Deutschen gehören zu den Themen, denen die Zeitgeschichte erst spät wissenschaftliche Studien gewidmet hat, während Berichte aus der Opferperspektive der Flüchtlinge Desiderat vor allem der memorialistischen Literatur von Zeitzeugen blieb. Auch der Roman des Siebenbürgers Otto Folberth würde im Meer der Zeugenberichte und Erinnerungen versinken, wären die Veröffentlichungsumstände und sein Informationsgehalt nicht so außergewöhnlich. Der Text wurde 1955 als unveröffentlichtes Typoskript mit dem Preis des Südostdeutschen Kulturwerks München bedacht; jedoch erreichte dieser 2013 erschienene Roman erst 60 Jahre nach seiner Entstehung die Öffentlichkeit. Der Text stammt aus der Feder eines Experten in Flüchtlingsfragen: Der seit dem Ersten Weltkrieg schriftstellerisch tätige Otto Folberth war nach jahrzehntelanger Lehrerlaufbahn in Siebenbürgen und dem 1947 erfolgtem ambitioniertem Neustart in Österreich zeitweilig auch ehrenamtlicher Sekretär der österreichischen Forschungsgruppe für Flüchtlingsfragen und korrespondierendes Mitglied der südostdeutschen historischen Kommission.

Der Fiktion misst der vielfältig gebildete Publizist, Essayist und Kulturhistoriker Folberth offensichtlich eine bedeutende Rolle bei. Seine Erfahrungen und auch Dokumentationen der Lage von Flüchtlingen münden nicht in ein Sachbuch, sondern in einen Roman hinein, der gleichzeitig auch eine Übersichtsdarstellung der verschiedenen Flüchtlingsgruppen ist. Dafür gibt es mehrere Gründe. Durch Fiktionalisierung schafft die Erzählung effektvolle Kontraste in einer geteilten und von sozialen Verwerfungen gekennzeichneten europäischen Nachkriegsordnung: Zentral ist der Gegensatz zwischen dem ungestörten Schweizer Alltag und den elenden Milieus der aus dem östlichen Europa stammenden Heimatlosen, der allerdings durch eine Liebesgeschichte aufgelöst wird. Darüber hinaus nimmt sich der Erzähler die Freiheit zu raschem und spektakulärem Szenenwechsel und schafft einen zeitkritischen Ost-West-Roman. Nach einem einleitenden Teil in der Schweiz richtet der Erzähler seinen Blick auf Baracken und Quartiere in zerbombten Gebäuden im Salzburger Umland. Zusätzliche Gestaltungsfreiheit ermöglicht der Umgang mit Zeit durch Zeitraffer und Dehnungen sowie durch Rückblicke: Man wird Zeuge eines deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion, eines Trecks von Sachsen aus Nordsiebenbürgen

auf dem Weg in den Westen, eines Häftlings im berüchtigten kommunistischen Gefängnis Jilava, man wird über das Schicksal einer deutschen Fabrikantenfamilie aus dem siebenbürgischen Heltau/Cisnădie der 1940er und 1950er Jahre informiert sowie über Treffen von Flüchtlingen aus Österreich und Deutschland an Landstreifen, an denen das Verbot der Grenzüberschreitung nicht gilt. Nicht nur die einzelnen Geschichten sorgen im Roman für ständigen Bühnenwechsel; auch das in den Roman eingebaute hybride Spiel mit dem Text entführt den Leser in ungeahnte Dimensionen. Immer wieder gelungen sind Geschichten wie beispielsweise die eines Briefes, der von der Zensur und der Schere im Kopf mitfabriziert wurde, um aus Rumänien nach Österreich gelangen zu können. Die Fiktion hilft auch zur Ausgestaltung verborgener emotionaler Welten, die durch historische Dokumente nur selten erhellend dargestellt sind. Ein Teil der handelnden Personen erscheint jedoch hölzern und blass, bezeichnenderweise vor allem die dem Leiden der Heimatlosen gegenüber gleichgültigen Einheimischen aus dem Westen, während Flüchtlingsgestalten aus Erinnerungen und Erfahrungen Leben eingehaucht wird. Einen ausgeglichenen und größtenteils realistischen Eindruck hinterlassen die vor Jahrzehnten ausformulierten Lösungen zur Problematik der Flüchtlingsströme, die als Mittelweg aus Integration, Auswanderung und Ausharren in der alten Heimat gedacht sind. Schließlich bereichert das Nachwort des Folberth-Kenners Horst Schuller den Band durch fachkundige Kontexterschließung und Informationen zur Entstehung des Romans, der verhinderten Publikation, zu seiner Dokumentation und den seltenen Rezeptionszeugnissen.



Otto Folberth
Das Stundenglas. Ein Roman.
Schiller Verlag, Bonn/Herrmannstadt 2013, 279 Seiten,
18,90 Euro.

Gedichte von Traian Pop Traian

„meine heutige realität ist dein hungriges pferd“

Edith Ottshofski

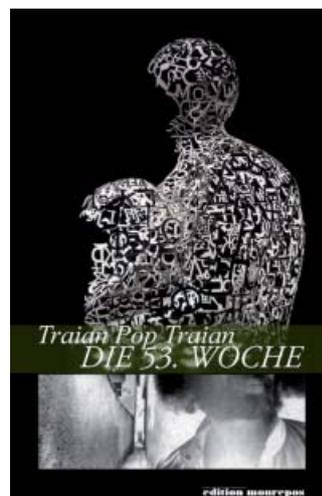
Nach „Schöne Aussichten“, einem Poem in drei Akten, hat Traian Pop Traian nun sein zweites Buch auf Deutsch veröffentlicht. „Die 53. Woche“ ist in der edition monrepos im dem autoreigenen Pop-Verlag erschienen. Die beiden ersten Akte befassen sich mit Lyrik aus den 1970er und 1980er Jahren, die noch in Temeswar/Timișoara entstanden ist, der dritte Teil mit Arbeiten aus den 1990ern bis Anfang 2000. Der 1952 in Kronstadt/Brașov geborene Autor hat bereits mehrere Bücher in Rumänien veröffentlicht, darunter auch „Săptămâna 53“, das 1999 von der Akademie der Wissenschaften, Literatur und Kunst Großwardein/Oradea preisgekrönt wurde.

Ein kraftvolles lyrisches Ich meldet sich zu Wort in diesen Prosagedichten, die meist ohne Satzzeichen auskommen und teilweise im Deutschen kleingeschrieben sind. Die politischen Gegebenheiten und Zwänge im Rumänien der Ceaușescu-Zeit werden in der Meditation über die *conditio humana* in den ersten beiden Zyklen nur angedeutet. Im Mittelpunkt steht vielmehr die Befindlichkeit des Ichs, seine Trauer, seine Illusionslosigkeit, seine Bitterkeit, wobei sich die Prägung durch die Politik allenfalls erahnen lässt. Die Biografie des Autors spielt keine unbedeutende Rolle: In den Gedichten ist von Konzerten und Aufführungen die Rede, denn der Autor war am Theater beschäftigt und arbeitete als Toningenieur. Es sind Liebesgedichte mit dabei, denen auch Traurigkeit anhängt. Vor allem aber wird ein *status quo* des lyrischen Ichs beschrieben, das an eine Gefängnissituation erinnert, es ist die Realität eines in Rumänien gescheiterten Ichs, das zwar keine hochgesteckten Ziele hat, aber doch unzufrieden ist mit seiner Machtlosigkeit: „möget ihr mir mein Schweigen verzeihen“ (S. 24). Zum Teil ist seine Unauffälligkeit nur ein Spiel, das ihm aber selber missfällt. Das nach außen hin gezeigte Schweigen und Verschweigen wird beredt im Gedicht, doch auch die großen Worte bergen eine Gefahr, und das Gedicht ist nur ein schwacher Trost. Die Unzufriedenheit kulminiert im Text „Die 53. Woche“: „In dieser Woche wurde ich geboren/und wirklich kann ich in keiner anderen Woche des Jahres sein/trinkfreudig und lebenslustig – die ewig widerkehrende Null“ (S. 44). Darin mutiert das wertlose Ich zur dritten Person „er gleicht einem Gespenst soll er sich doch von seinen Träumereien nähren .../leichtsinniggekrümmteverrückt“ (S. 44), um sich dann in ein „Du“ aufzuspalten „während du dich ansicktest ein Gedicht zu schreiben/es den dickhäutigen Lidern zu überlassen damit sie es zermalmen“ (S. 44). Der Text endet mit einem Abgesang auf „das zahnlose und bucklige Jahrhundert“, das dem lyrischen Ich ins Gesicht lacht, wobei das Ich „an der Schwelle des tatsächlichen Zusammenbruchs“

auf der Strecke bleibt, vor dem „Stacheldraht eines geteilten Himmels“ (S. 49). In dieser Situation sind auch Gedichte sinnlos, da alles gesagt ist, der Winter lässt einen verstummen.

Ganz anders und hoffnungsfroher ist die Grundstimmung im dritten Teil („Alles ok“). Darin stellt das lyrische Ich nunmehr die Aufforderung an sich selbst, Mitleid zu haben, obwohl es die gleichen Worte sind „wie in den Jahren des Kriechgangs“. Nun handeln die Gedichte vom Befremden, zum Teil haben sie französische Titel. Und auch hier, in Ludwigsburg, Ravenna oder Cannes, wo diese Gedichte entstanden sind, gibt es wieder eine Unzufriedenheit, diesmal ohne Grund. Auch hier rühren alle Ärgernisse der Welt das Ich an, denn: „die heutige wirklichkeit ist identisch mit der von gestern nur steht sie etwas näher/jener wirklichkeit der niemand entgeht“ (S. 114). Schlussendlich sind wir alle auf der Welt miteinander verbunden, denn „meine heutige realität ist dein hungriges pferd/wenn es zur plünderung einbricht in meine poeme/jener akt der mich verurteilt nicht wissend dass du mein schicksal teilst“ (S. 115).

Georg Scherg bezeichnet Traian Pop Traian im Nachwort als Rebell der 1980er Jahre, als Zornigen, und damit hat er den Autor treffsicher geschildert. Die Gedichte, vor allem in den beiden ersten Teilen, beeindruckten durch die kraftvolle Stimme, durch dieses wütende Lamento, das gegen sich selbst gerichtet ist und das mit unerbittlich luzidem Blick ein Panoptikum an Stimmungen bietet, die sich trotz des Schweigens nach außen im Text niedergeschlagen haben. Und diese Unzufriedenheit wurde auch in die Emigration hinübergerettet und somit zur *conditio humana*. So kann man diese Gedichte auch jetzt, nach Jahrzehnten, noch lesen und ihre Aktualität nachfühlen.



Traian Pop Traian

Die 53. Woche. Gedichte. Aus dem Rumänischen übertragen von Gerhardt Csejka, Horst Fassel, Edith Konradt, Johann Lippert und Dieter Schlesak. Edition Monrepos, Ludwigsburg 2013, 133 Seiten, 15 Euro.

Über das Verlorengehen des Sinnes beim Dolmetschen der Realität

„Zwischen den Welten“

Cosmin Dragoste

Wie kann man die Vergangenheit bewältigen, und wie kann Literatur in dieser Hinsicht helfen? Wie kann man frühere und aktuelle Erfahrungen in Verbindung bringen, ohne einen düsteren, pathetischen Ton zu verwenden? Kann man auch dann glaubwürdig sein, wenn man den Kommunismus mit Witz und Ironie anklagt?

Jan Cornelius beweist in seinem Roman „Narrenstück oder das Wundern des Dolmetschers beim Betrachten der Welt“, dass es zu dem Motiv des Klage tons, das so oft von den rumäniendeutschen Schriftstellern verwendet wurde, eine wunderbare Alternative gibt: Man kann sich von der Vergangenheit auch humorvoll verabschieden, ohne dadurch die Gräu el der kommunistischen Diktatur zu verschweigen.

Cornelius ist ein leidenschaftlicher Erzähler, der durch Miniaturen große und erhebliche Ebenen der Vergangenheit und der Gegenwart aufdeckt. Er ist auch ein begeisterter Reisender, der verschiedene Orte der Welt besichtigt und beobachtet hat. Der Autor, der in diesem Buch auch gleichzeitig der Erzähler ist, ist so imstande, die Ereignisse viel objektiver und glaubhafter zu übermitteln. Der Humor ist in diesem Buch allgegenwärtig, er hilft einem, die Welt nüchtern zu erleben und sie gleichzeitig zu ertragen. Es ist ein „unernstes“ ernstes Buch, das den Leser zum Nachdenken anregt. Als Fazit kann festgehalten werden, dass sich nicht alles in Gut und Böse aufteilen lässt; durch Schwarzweiß-Malerei wird man der Realität nicht gerecht.

Der Erzähler präsentiert uns das Bild eines unter einer strengen und absurden Diktatur leidenden Landes, was einem westlichen Leser beinahe unglaublich erscheinen könnte. Jan Cornelius zeigt auch, dass die heutige westliche Welt einem Gedanken- und Verhaltensmuster folgt, das gelegentlich gewisse Verbindungen mit seiner Vergangenheit aufweist. Das Buch hat viele Überraschungen zu bieten, die einem zu einer tieferen Einsicht in die Realität verhelfen. Durch Humor, Ironie und Witz gelingt es dem Autor, die Ursachen zu erforschen, die den gesellschaftlichen Mechanismen zugrunde liegen.

Die feine und bissige Ironie des Autors entlarvt Vorurteile und zeigt auch, dass der Westen weder bereit noch fähig ist, den Osten zu akzeptieren. Aber es handelt sich nicht nur um diesen Unterschied, Cornelius geht viel tiefer und deckt durch seine scharfe Ironie das Unvermögen zu kommunizieren auf, die unsere Welt beherrscht. In jedem von ihm besichtigten Land bleibt der Mensch „*lost in translation*“, um den Titel eines berühmten Filmes zu zitieren.

Die Ironie hilft dem Autor, und gleichzeitig auch dem Leser, über die Hindernisse des Verstehens hinwegzukommen. Cornelius drückt die Dinge immer sehr unmissverständlich aus, obwohl die von ihm geäußerten Wahrheiten oft unangenehm sind. Das von ihm vermittelte Bild widerspricht fast immer dem Medienbild und den Behauptungen der Politik. Man wird sich bewusst, dass die positiven Veränderungen, von denen man so oft spricht, kaum geschehen sind.

Kurz gesagt: Den Roman über das Verlorengehen des Sinnes beim Dolmetschen der Realität des 1950 in Reschitz/Reșița, Banat (Rumänien) geborenen Autors, der seit 1977 in Deutschland lebt, liest man mit viel Vergnügen.



Jan Cornelius
Narrenstück oder das Wundern des Dolmetschers beim Betrachten der Welt. Roman.
Horlemann Verlag, Berlin
2013 (= Edition Voss),
232 Seiten, 16,90 Euro.

Zwischen Pruth und Dnestr

Bessarabien – ein literarischer Almanach

Ute Schmidt

Bessarabien – der exotische Name dieser weitgehend unbekanntem Region im äußersten Winkel Südosteuropas passt gut in die Reihe „Europa erlesen“ des Österreicher Wieser-Verlages. Sie beabsichtigt, wie der Herausgeber Dareg A. Zabarah in *Ante Scriptum* mitteilt, die Leserschaft auf eine Entdeckungsreise in wenig bekannte Länder des „anderen Europa“ mitzunehmen, deren „Andersartigkeit, Musikalität und Diversität“ in den Blick zu nehmen und damit „ein wenig Orientierung, eine Art Wanderkarte mit ins Gepäck“ zu geben.

Das hübsche Bändchen versammelt über fünfzig Auszüge aus historischen Werken, Reiseberichten, Erzählungen, Gedichten und Märchen, die von der bessarabischen Landschaft und ihren Bewohnern, ihren Lebensverhältnissen, Phantasien und Mythen in drei Jahrhunderten handeln. Hier können nur einige genannt werden.

Dimitrie Cantemir (1673–1723) beginnt mit dem Gründungsmythos und der Namensgebung der Moldau. Der Universalgelehrte beschreibt die Sitten, Gebräuche und Mentalität der Moldauer sowie die Besonderheiten der zahlreichen anderen Völkerschaften Bessarabiens. Er zeigt die Formen von Ausbeutung, Unterdrückung und Gewalt, aber auch der Selbstbehauptung der bäuerlichen Bevölkerung. Der 1799 geschriebene Reisebericht von Paul Sumarokoff beschreibt die Landschaft auf beiden Seiten des Dnestr, Städte und Festungen sowie die von Moldauern, Armeniern, Griechen, Bulgaren, Juden und Russen bewohnten Siedlungen. Der Kontrast zwischen der Fruchtbarkeit des Landes und der Armut der ländlichen Bevölkerung wird auch von anderen Autoren thematisiert. Im Gegensatz dazu schildert Urusov das Leben der Oberschicht in der Kischinewer Gesellschaft, geprägt durch Bestechung, Korruption, Verschwendung und Verantwortungslosigkeit.

Nicht fehlen darf in dieser Sammlung Alexander Puschkins berühmtes Gedicht „Das Zigeunerlager“, mit dem der russische Poet dem Freiheitsdrang der Zigeuner in der bessarabischen Steppe ein literarisches Denkmal setzte. Maxim Gorkis Steppenmärchen „Larra“ wird am Strand des Schwarzen Meeres nahe der Festung Akkerman (rum. Cetatea Albă, ukr. Bilhorod-Dnistrowskyj) von einer alten Moldauerin erzählt. Es handelt von einem schönen Mädchen, das von einem Adler geraubt wird, und von deren Sohn, der die Regeln der Menschen

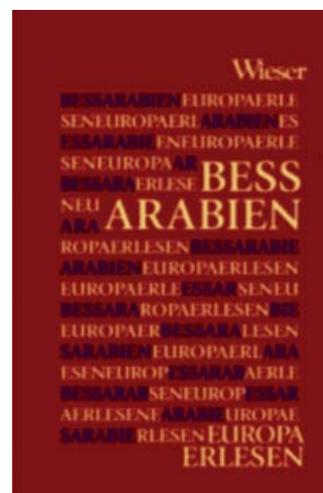
verachtet und als Ausgestoßener allein und frei in Gestalt einer Wolke auf seinen Tod wartet.

Ein Auszug aus dem Buch des mit Gorki befreundeten russischen Schriftstellers und Journalisten Wladimir Kolenko „Das Haus Nr. 13“ gibt einen Eindruck von dem ersten schweren Judenpogrom des 20. Jahrhunderts, das in der bessarabischen Hauptstadt Kischinew/Chişinău stattfand – hier leider ohne Angabe des Datums (1903).

Ion Druță (geb. 1928) schildert die Erstürmung der türkischen Festung Ismail, deren Fall den russischen Sieg und die Einnahme Bessarabiens im Jahr 1812 ermöglichte. An dieser Schlacht waren hunderttausend Menschen beteiligt, von denen jeder Dritte getötet wurde. Von Druță stammt auch die ironisch erzählte Geschichte „Hoher Besuch“. Sie handelt von der Umwandlung des Trezvori-Klosters in eine Rindermaststation, die wegen des Besuchs französischer Gäste kurzfristig rückgängig gemacht wird.

Es verwundert, dass in dieser deutschsprachigen Edition des Bandes „Europa Erlesen: Bessarabien“ die deutschen Siedler, die seit Anfang des 19. Jahrhunderts in die Region zwischen Pruth und Dnestr eingewandert sind und dort eine zwar kleine, aber wichtige Minderheit bildeten, gar nicht vorkommen.

Leider haben die Herausgeber darauf verzichtet, den Lebensdaten der Autoren, die den westeuropäischen Lesern überwiegend nicht bekannt sein dürften, weitere biografische Angaben hinzuzufügen. Auch die Entstehungszeit der Texte fehlt. Wünschenswert wäre darüber hinaus auch eine Karte zur Topografie dieser Region gewesen.



Dareg A. Zabarah (Hg.)
Europa Erlesen: Bessarabien.
Wieser Verlag, Klagenfurt
2013, 251 Seiten, 14,95 Euro.

„Die Ahnen gehen im Dorf herum ...“

Franz Heinz

Das dieser Besprechung vorangestellte Zitat aus dem Gedicht „Es dröhnen Mitternachtsschritte“ des Banater Dichters Peter Barth will nicht vordergründig an die Nostalgie anknüpfen, die nicht erst seit der Wende von 1989 in der Thematik der deutschen Literatur aus Rumänien, wenn auch nicht vorherrschend, so doch nicht zu überhören ist. Das Anliegen von Dr. Walter Engel in seinem Band „Blickpunkt Banat“ ist eine wissenschaftlich fundierte „poetische Landvermessung“ der Banater deutschen Dichtung des 20. Jahrhunderts. In diesen Kontext gehören Dichter wie Barth und Dichtungen, die ihre Motive vorwiegend im engeren Umfeld gesucht und gefunden haben, unbedingt hinein. Engel berücksichtigt das und verweist dabei auf die kulturgeografische Methode der Literaturwissenschaft innerhalb der Regionalismusdebatte der 1990er Jahre, die der regionalen Literaturgeschichte Auftrieb gegeben hat. Danach ist für das Verständnis und die Klassifizierung eines literarischen Werkes dessen mehr oder weniger universelle Wertung nicht für sich allein von Bedeutung. In gleicher Weise zu beachten ist der regionalspezifische Aspekt von Literaturen, wie er in Thematik und Sprache vorkommt, ohne dass diese Texte verkrampt den Anschluss an die den Zeitgeist jeweils bestimmende Literatur anstreben würden. Auch wenn sich damit kein mythologischer Ahnenkult verbindet, so ist doch eine tiefgehende Zugehörigkeit gemeint, die neben regional-spezifischen und sozialpolitischen Aspekten mitwirkt.

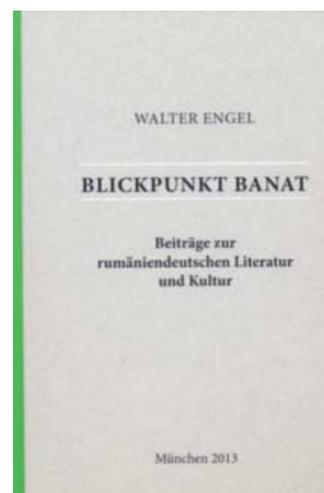
In 33 „Profilen und Porträts“ sowie in 20 „Gesprächen über Literatur und Kultur“ behandelt Engel im „Blickpunkt Banat“ über das Biografische hinaus gerade diesen für die literarische Zuordnung wichtigen bis entscheidenden Aspekt auch der südostdeutschen Literatur. Die Einbeziehung siebenbürgisch-sächsischer, rumänischer und deutsch schreibender jüdischer Autoren aus der Bukowina untermauert die These von der gegebenen Eigenheit der Regionalliteraturen, die generell vorausgesetzt werden kann, wenn sie echt sein will. Hinweise auf bekannte deutsche Autoren der Gegenwart wie H. Bienek, M. Walser, H. Böll, S. Lenz u. a. zeigen, wie das regional Spezifische den großen Wurf nicht verhindert, sondern ihn, richtig eingesetzt, geradezu bedingen kann.

Den Blick auf die rumänischen Nachbarn unternimmt Engel u. a. in drei Beiträgen, in denen er das Wirken und die Bedeutung der von 1885–1894 erschienenen Monatsschrift *Romänische Revue* darstellt. Der Banater Dichter Hans Diplich wird als Förderer und Vermittler der deutsch-rumänischen Kulturbeziehungen gewürdigt, und unter dem Titel „Von Grimmelshausen bis Grass“ werden Schwerpunkte der Rezeption deutscher Literatur in Rumänien im

Zeitraum von 1945 bis 1998 untersucht. Eine 1980 in Bukarest erschienene „Bibliografie der Beziehungen der rumänischen Literatur zu den Literaturen des Auslands...“ weist nach, dass mehr als die Hälfte der 1859 bis 1918 vorgenommenen Eintragungen der deutschsprachigen Literatur angehören. Der Autor entwirft hier kenntnisreich und mit System einen Überblick, markiert „Berührungspunkte“ und beschreibt die jeweilige „Art der Aufnahme“. Engel weist darauf hin, dass es nach 1945 keine „Stunde Null“ in den deutsch-rumänischen Literaturbeziehungen gegeben hat. In den Jahren danach waren es nicht zuletzt die rumäniendeutschen Autoren wie Diplich oder der aus Czernowitz stammende Paul Celan, die fördernd und vermittelnd tätig waren. „Wohl kein bedeutender Vertreter der deutschen Lyrik des 20. Jahrhunderts“, stellt Engel fest, „blieb von den rumänischen Übersetzern und Literaturwissenschaftlern unberücksichtigt.“

In seinem Vorwort erinnert Eduard Schneider daran, dass das vorliegende literaturwissenschaftliche Werk von Engel „unter wechselnden Rahmenbedingungen“ entstanden ist. „Die Wege, die sich ihm dabei eröffneten, waren Wege, die er sich zu erschließen wusste, zielstrebig und zielgerichtet, geprägt von zähem Arbeitswillen und Arbeitseinsatz.“ In seinem Gespräch mit Stefan Sienerth aus dem Jahre 2003 gibt der Autor selbst Auskunft über seinen Lebensweg, seine vielfältige Tätigkeit und über seine Befindlichkeit als Banater Schwabe am Rhein. „Wir können“, sagt er, „nicht bleiben, was wir sind, aber unsere spezifisch gewachsene Kultur als ‚Farbtupfer‘ in die deutsche Kultur einbringen, das sollten wir können. Sie gehört auch als Mosaiksteinchen in das Kulturbild des Landes, in dem wir geboren und aufgewachsen sind.“ – Die Beiträge von Engel im vorliegenden Buch entsprechen diesem selbst gestellten Auftrag. Auf wissenschaftlicher Grundlage erarbeitet, enthalten sie grundlegende Analysen und fachspezifische

Orientierungspunkte zur rumäniendeutschen Literatur, auf die jeder zurückzugreifen sich genötigt sehen wird, der sich ernsthaft mit dem Thema auseinandersetzt.



Walter Engel
Blickpunkt Banat. Beiträge zur rumäniendeutschen Literatur und Kultur. Landsmannschaft der Banater Schwaben, München 2013 (= Banater Bibliothek, 11), 556 Seiten, 28,00 Euro.

Ein Wörterbuch entsteht

Vorarbeiten zum Wörterbuch der Banater Deutschen Mundarten

Thomas Schares

Die Publikation des ersten Bands des „Wörterbuch der Banater Deutschen Mundarten“ (Band 1, A-C) im Jahr 2013 (IKGS-Verlag) überschneidet sich mit dem Erscheinen der hier zu besprechenden, in gekürzter Form erschienenen Dissertation von Alwine Ivănescu (Temeswar/Timișoara 2009). Damit ist das Ende einer von geradezu schicksalhaften Verzögerungen und Behinderungen begleiteten Vorbereitungszeit für dieses so wichtige Sprachinselwörterbuch gleich doppelt markiert! Es ist sehr erfreulich, dass die Anstrengungen Weniger zur Dokumentation und Kodifizierung der sprachlichen Situation im Schmelztiegel Banat nun erste Früchte tragen und die „bittere Notwendigkeit“, so die Autorin (S. 167), der Publikation des Banater Deutschen Wörterbuchs sich nun vollzieht.

Neben dem 2006 abgeschlossenen „Nordsiebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuch“ und dem inzwischen weit fortgeschrittenen, die gesamte siebenbürgische deutsche Sprachinsel abdeckenden „Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuch“ (Band 9, Q-R 2007) sind die lexikografischen Bemühungen um die Banater Sprachinsel also entsprechend weniger weit gediehen. Die vorliegende Arbeit bezeugt die großen Schwierigkeiten, denen sich die Dialektlexikografie – im Besonderen die Sprachinseln gewidmete – zu stellen hat. Dies beginnt bereits mit dem Grundproblem der Zugänglichkeit: Wie wählt man die Form der Stichwörter – standarddeutsch oder dialektal – damit sie nachschlagbar und für den Leser auffindbar sind? *Ameise* oder *Ometz* oder *Ummatz* oder ... (vgl. S. 151)? Solchen Methodenproblemen, wie der Materialbeschaffung und vor allem der Ergebnispräsentation im Wörterbuch, widmet sich ein guter Teil von Ivănescus Arbeit. Die gewonnenen Erkenntnisse werden auf ihre praktische Anwendungstauglichkeit hin überprüft und in einem Ausführungsteil dann an einer ausgearbeiteten Artikelstrecke *alla-Aragassparherd* demonstriert (diese findet sich auch im eingangs erwähnten ersten Band des Banater Wörterbuchs). Der interessierte Leser bekommt also einen Einblick in die Planung und Entstehung eines Wörterbuchs und wird mit den Besonderheiten und Schwierigkeiten der lexikografischen Erfassung und Darstellung der Banater Mundarten (und von Dialekten überhaupt) vertraut gemacht. Die auch als Banatschwäbisch bezeichnete Gruppe von Dialekten zeichnet sich durch ihre Heterogenität, bedingt durch die uneinheitliche Herkunft der deutschen Siedlergruppen, aus. Von Ortschaft zu Ortschaft wechseln bunt mitteldeutsche und oberdeutsche Dialekte, sind Mischdialekte und Überformungen entstanden, während sich die Mehrsprachigkeit

der Region durch Wortentlehnungen bemerkbar macht. Wie diese Gemengelage im Wörterbuch sinnvoll aufgefächert und gebündelt werden kann, davon ist in den Hauptkapiteln dieser Abhandlung zu lesen.

Vorgeschaltet ist diesem Hauptteil nicht nur ein Einführungskapitel zur kurzen Geschichte der Erforschung der deutschen Dialekte im Banat. Die Autorin versteht ihre Forschungsarbeit umfassender und mit einem einordnenden Blick, so dass sie auch einen längeren Abschnitt zur Siedlungsgeschichte der Banater Schwaben geschrieben hat. Erfreulich auch, dass es ein sehr ausführliches Kapitel zur Lexikografie deutscher Dialekte im Allgemeinen und eine Vorstellung sämtlicher existierender (aktueller) Wörterbücher zu deutschen Dialekten gibt, die in Bezug zu im Banat auffindbaren Dialektformen stehen.

Theoretische Vorarbeiten zu einem komplexen Wörterbuchprojekt aus dem Bereich der an sich immer besonders spannenden Sprachinselforschung werden kaum für eine breite Lesergemeinschaft von Interesse sein. Die hier vorliegende wissenschaftliche Qualifikationsschrift ist sicherlich nicht deshalb verfasst worden. Die wichtigste Funktion dieser Arbeit ist die Dokumentation der Planungsphase des „Wörterbuchs der Banater Deutschen Mundarten“. Der eher an den Ergebnissen des Wörterbuchmachens und weniger an den Prozessen interessierte nicht-wissenschaftliche Leser kann sich anhand dieser Arbeit immerhin ein umrisshaftes Bild der gegenwärtig im Verschwinden begriffenen deutschen Dialektlandschaft im Banat machen. Für das Fachpublikum bietet diese Arbeit einen Einblick in die Konzeption eines Sprachinselwörterbuchs unter Rückgriff auf die wissenschaftliche Aufarbeitung der deutschen Dialekte und ist somit in erster Linie eine Handreichung für Lexikografen.



Alwine Ivănescu
Zur lexikografischen Theorie und Empirie eines Sprachinselwörterbuchs. Vorstudien zu einem Banater deutschen Wörterbuch. Dr. Kovač Verlag, Hamburg 2013, 196 Seiten, 79,80 Euro.

Medialität und Inszenierung in Rumänien

Romanița Constantinescu

Vorliegender Sammelband vereint die Arbeiten der Sektion „Rumänien – Praktiken medialer Inszenierung und Transformierung“ des XXXII. Romanistentages. Der Band geht über das Informieren des breiten Publikums über die Rolle der Medien in der rumänischen Gesellschaft vor und nach 1989 hinaus, ohne dabei jene Aspekte der rumänischen medialen Landschaft außer Acht zu lassen, die selber eine mediale Logik aufweisen und rituell immer wieder aufgegriffen werden. Die Beiträge entsprechen dem Interesse für einen Medienbegriff, der von M. Mattusch in aristotelischer Tradition als *metaxy*, als „etwas, das sich unentschieden in der Mitte hält“, weder Dazwischen, noch Zwischenraum oder Mittel zum Zweck, sondern als *Medium* umrissen wird, wodurch der Wahrnehmungsgegenstand indirekt, d.h. vermittelt, auf Entfernung wirkt. Erst diese Mitte garantiert Distanz als Vermöglichung jeglicher Wahrnehmung und zugleich Überbrückung der Distanz. Aristoteles' Grundidee ist in seine Affektenlehre eingebettet, und Mattusch betont gerade „die anthropomediale Beziehung, die existenzbildende Verschränkung von Mensch und Medien“. Vor der kommunikativen hat die affektive Funktion Vorrang; grundlegend ist der pathetische Aspekt der Medien: Das Medium entsteht dadurch, dass jemand von etwas bewegt ist. Und es versetzt wiederum in Bewegung: „Das Medium gibt Bewegungsrichtungen und erzeugt Feedback-Effekte“. Als erstes Beispiel für die Eigendynamik des journalistischen Mediums wählt Mattusch die Komödien und Kurzgeschichte von I. L. Caragiale, der die Leidenschaft des Publikums für Tageblätter, das Vertrauen in die illusorische, durch aufgebauschte Information und ungezügelter Kolportage entstandene „Wirklichkeit“ (klassische Komödientechnik des Schneeballs als Gesetzmäßigkeit des Journalismus) und die Vorliebe des Lesers für das Abnorme satirisch darstellt. Eine andere Studie veranschaulicht anhand eines konkreten Falles denselben Mechanismus der Erzeugung und Weiterverbreitung von Informationen und Reaktionen, eine schnelle und gefährliche Ballung, affektgeladen und affekthervorrufend, welche so typisch für Massenjournalismus ist und die, wie eine unaufhaltbare Welle, Ungeheuer hervorrufen kann – E. Ottshofski nimmt sich vor, die Entstehung des „Falls Pastior“ in der deutschsprachigen Presse zu demontieren. Andere Fallstudien über Gefühle, die von den medialen Kanälen übermittelt und erzeugt werden, sind diejenigen von M. Huberty und I. Scherf. Sehr interessant für die sinnentstellende, unkontrollierte Verschiebung von Inhalten im veränderten medialen und kulturellen Kontext ist der Beitrag von Huberty, welcher die Auswirkungen der satirischen französischen Sendungen auswertet, die Rumänen in Frankreich verspotten. Auf YouTube eingestellt und von Rumänen aus Rumänien

gesehen, herausgelöst aus dem ursprünglichen satirischen Rahmen und nicht mehr von der Freizügigkeit der französischen Kultur geschützt, ernten diese „schwachen Witze“ Empörung. Die Veränderungen im Übergang von einem Medium zum anderen stellen den Gegenstand der Film-analyse von H. Flagner dar. Auf subtile Weise bemerkt sie nicht nur die gut versteckten Anspielungen auf die „Göttliche Komödie“ im Film „Der Tod des Herrn Lăzărescu“ von C. Puiu, sondern auch den Prozess der Entstehung eines „transmedialen Bindegliedes“ zwischen dem in unserem Bildgedächtnis gut verankerten dantesken Imaginären und den Bildern von der unmittelbaren Wirklichkeit, die der neue „sozialen Realismus“ erzeugt. D. Tucan analysiert die Funktionsweise des neuen Mediums des Online-Kommentars, welches von Hemmungslosigkeit, Fehlen von Selbstzensur und hoher Emotionalität charakterisiert ist, während die Untersuchung von C. Martinaș zu einem besseren Verständnis des „Fernsehrumänischen“ beiträgt. Die kulturelle Presse in Rumänien und ihre Mechanismen zur Bildung literarischer Kanons sind der Gegenstand der Studien von D. Milea, F. Oprescu und S. Antofi. Drei substantielle Studien über die rumänische Gegenwartsliteratur schließen den Band ab. V. P. Stancu befasst sich mit dem sogenannten „naiven“ Gegenwartsroman, der sich als außergewöhnlich umfangreichen Schulaufsatz gibt oder monoperspektivisch aus der Sicht eines Kindes erzählt wird. Die neue Form ermöglicht die Entzauberung des Narrativen als Medium, dessen künstliche Strukturen wie prähistorische Knochenfunde von Dinosauriern im kindlichen Schreibstil ans Licht treten. Für M. Mattusch ist der zentrale Punkt des Romans „Orbitor“ von M. Cărtărescu das Schaffen eines Mediums, eines Dritten, zwischen Körper und Text, „den radikalen Versuch einer selbstentbergenden Auto(bio)grafie“. Sich mit demselben Roman beschäftigend wertet B. Heymann die Traumpoetik Cărtărescus für eine Poetik des Medialen aus. Der Band ist nicht nur für

die Rumänisten eine wahre Bereicherung, sondern stellt einen Beitrag dar, der weiterer Berücksichtigung für das interdisziplinäre Studium der ästhetischen Mediumbegriffs würdig ist.

Maren Huberty, Michèle Mattusch und Valeriu Stancu (Hg.)
Rumänien – Medialität und Inszenierung. Frank & Timme Verlag, Berlin 2013 (= *Forum: Rumänien*, 15), 284 Seiten, 39,80 Euro.



Drogenkonsum bei den Rumänen im Wandel der Zeiten

Anke Pfeifer

Opium bei Alexandru Macedonski und Tristan Tzara, Haschisch bei Mircea Eliade oder Kaffee bei Ion Barbu und Mircea Cărtărescu. Die Reihe ließe sich fortsetzen und scheint wie ein *Who is who* der rumänischen Literaturgeschichte. Rauschgifte spielten und spielen im Leben und im Werk zahlreicher Schriftsteller, Künstler und Gelehrter eine bedeutsame Rolle. Aber nicht nur bei ihnen.

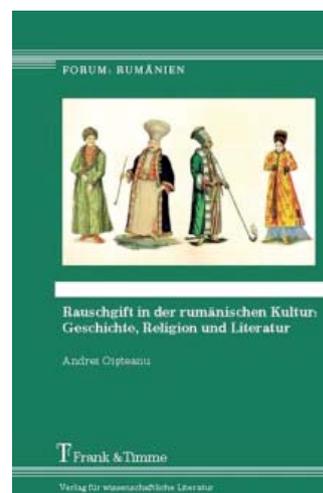
Nach seiner viel beachteten Monografie zur Konstruktion des Judenbildes im rumänischen und osteuropäischen Raum hat sich der Kulturanthropologe, Religions- und Mentalitätshistoriker Andrei Oișteanu erneut einem Tabuthema zugewendet, einem Thema, dem der Hauch des Verbotenen und Verruchten anhaftet, und das er umfassend und spannend aufgearbeitet hat. So äußerte Cărtărescu, er habe das Buch in einer Nacht durchgelesen. Auf immerhin 500 Seiten entwickelt Oișteanu vor dem Leser eine überaus interessante, mit zahlreichen Zitaten versehene Kulturgeschichte des Drogenkonsums bei den Rumänen von den Anfängen bis in die Gegenwart und schließt damit eine Forschungslücke. Dafür wertete er auch antike und mittelalterliche sowie internationale Quellen aus – das Literaturverzeichnis umfasst über 30 Seiten – und wirft einen Blick auf jene Kulturen, die – wie insbesondere die osmanische und später ab Mitte des 19. Jahrhunderts die westeuropäischen Gesellschaften –, Einfluss hinsichtlich der Verwendung von Drogen ausgeübt haben. Schon im ersten, gut einhundert Seiten umfassenden Teil, der den „Narkotika und Halluzinogene[n] im Donau-Karpaten-Raum“ gewidmet ist und die „Religiöse und magische-rituelle Verwendung psychotroper Pflanzen“ – so die Überschrift – abhandelt, wird deutlich, dass der Konsum berauschender Stoffe verbreitet und üblich war und sowohl für den Einzelnen als auch für die Gemeinschaft vielfältige Funktionen hatte. So wurden verschiedene Pflanzen, wie Tollkirsche, Alraune, Pilze, Mohn, Hanf u.a., wegen ihrer aufheiternden, einschläfernden, bewusstseinsweiternden, ekstatischen, betäubenden, schmerzlindernden oder gesundheitsfördernden Wirkungen als Rauch, Speise, Getränk, Bad oder Arznei genossen. Andererseits verweist der Verfasser auf vielfältige Drogenverbote und auf frühzeitige Warnungen vor gesundheitlichen Gefahren, z. B. des Tabaks bereits ab dem 17. Jahrhundert.

Eindrücklich sind die Beschreibungen der Wirkung von parasitären Pilzen an Getreide, die – nicht nur auf rumänischem Gebiet – unbeabsichtigt in die Nahrung gelangt zu Gruppenvergiftungen führten, was gesteigerte Aggression und Libido zur Folge haben konnte.

Oișteanu deckt zahlreiche etymologische Zusammenhänge auf: das rumänische *chef* [rumän. für Trinkgelage, leichter Rausch, aber auch: Lust] leitet er von *kif*, nordafrikanisch bzw. englisch für Haschisch ab. Auch die Instrumente zur Konsumierung wie Ciubuc und Wasserpfeife bzw. Aufbewahrungsbehälter wie Tabakdosen und -beutel werden als wertvolle und formschöne Gegenstände beschrieben.

Im zweiten Teil der Abhandlung geht es um „Drogen und Halluzinogene in der modernen rumänischen Kultur“. Künstler und Intellektuelle nahmen selbst verschiedene Drogen zu sich und machten diesen Konsum ab dem 19. Jahrhundert schließlich auch zum literarischen Sujet. Rauscherfahrten kurbelten die Traumfabrik an und förderten die literarische Inspiration. Ausführlich beleuchtet Oișteanu auch die heutige Situation, erfasst junge Vertreter der rumänischen Literatur wie Alexandru Vakulovski oder Dragoș Bucurenci mit ihren literarisch verarbeiteten psychedelischen Erfahrungen, aber auch skeptische bzw. ablehnende Positionen gegenüber Drogenkonsum. Von hier ist es sehr nah bis zu den *Aurolac* schnüffelnden Straßengängern und anderen Jugendlichen, die aus Alltag, Zwängen der Gesellschaft aussteigen, und das Thema erhält umgehend eine aktuelle, beklemmende Bedeutung.

Statt des vom Autor befürchteten Vorwurfs der Verunglimpfung großer Persönlichkeiten der rumänischen Kultur erhielt das 2010 erschienene Buch überaus positive Resonanz, 2011 eine 2. Auflage sowie den Sonderpreis des rumänischen Schriftstellerverbandes. Julia Richter hat nun eine sehr gut lesbare deutsche Übersetzung dieser Monografie vorgelegt, die aus einer originellen Perspektive überraschende Einsichten in die rumänische Kulturgeschichte insgesamt bietet und eine anregende Lektüre garantiert.



Andrei Oișteanu
Rauschgift in der rumänischen Kultur: Geschichte, Religion und Literatur. Aus dem Rumänischen von Julia Richter. Frank & Timme Verlag, Berlin 2013 (= *Forum: Rumänien*, 18), 500 Seiten, 59,80 Euro.

Dem „Alltagsuniversum“ auf der Spur

Hans-Christian Maner

Auf dem Gebiet der Geschichte Rumäniens gibt es bereits Arbeiten zur Mentalitäts- oder Sozialgeschichte, denen die hier zu besprechende Darstellung zuzuordnen ist, doch stehen diese weit hinter den ereignis- und politikgeschichtlichen Vorgehensweisen. Constanța Vintilă-Ghițulescu geht es darum, „einen Streifzug durch die rumänische Familie“ mit Hilfe einer interdisziplinären Analyse anhand von unveröffentlichten Kirchen-, konkret Prozessakten, in der Walachei im 18. Jahrhundert zu unternehmen. Ähnlich anderen Arbeiten zu Westeuropa stellt sie auch den außerordentlichen Schatz eines Gerichtsarchivs fest. Daraus entnimmt sie Informationen über Gefühle und Erlebnisse, über Beziehungen, über Körper und Sexualität anonymen Männer und Frauen aus dem Alltag in der Walachei. Aus den Quellen gehen außerdem die Normen der Kirche hervor sowie die Beziehungen zwischen Individuum und sozialer Gruppe.

In einem ersten Teil wird der Kontext geschaffen; es werden das Kirchengericht mitsamt den Akteuren und seiner Arbeitsweise skizziert. Im Zentrum dieses Buches steht die orthodoxe Kirche im 18. Jahrhundert als oberste Instanz: Sie garantierte den Schutz des Individuums und der Familie. Neben der Metropole werden das Kirchengericht mitsamt seinen Kompetenzen, der Metropolit, die Bischöfe sowie die Priester und Gläubigen vorgestellt. Die gesamte Existenz des Menschen hing in dieser Epoche an der Kirche, die sich bis in die kleinsten Details des menschlichen und Familienlebens einmischte und darüber bestimmte. Es sind solche kurze Hinweise, die der Untersuchung einen knappen Rahmen geben. Doch kommt der Kontext insgesamt viel zu kurz. Es reicht nicht, wenn der Leser erst im Schlusskapitel nach 336 Seiten Text erfährt, dass es sich um die Periode der Phanariotenherrschaft handelt, aus der die Inhalte der Erzählung stammen.

Die internen Vorgänge werden hingegen eingehend dargestellt. So wird im zweiten Unterkapitel über die Bedeutung, in der orthodoxen Kirche Recht zu sprechen, nachgedacht. Auch der Abschnitt über den konkreten Verlauf eines Verfahrens, von der Klage über die Untersuchung, die Zeugenvernehmung bis hin zur Verteidigung, lässt den Leser in die Gerichtswelt hineintauchen. Gut dargestellt sind jene Passagen, in denen die Autorin auch Theorie und Praxis in Westeuropa vergleichend einbezieht.

In einem größeren zweiten Teil steht die Ehe in ihren verschiedenen Stadien im Mittelpunkt. Ein besonderes Interesse gilt der Stellung der Frau im ehelichen und gesellschaftlichen Kontext. In diesem zweiten Hauptteil berichtet die Autorin sehr konkret und anschaulich mit

unzähligen Beispielen aus dem Leben, den Höhen und Tiefen eines Ehelebens. Die Beispiele und die gut ausgewählten und auch sinnvollen, z.T. langen Zitate führen die damalige Welt der Menschen vor Augen. Hier vermisst man allerdings eine kritische Sicht auf die verwendeten Quellen. Die eigene Perspektive wird nicht näher reflektiert, wie auch die herangezogenen Materialien dem Leser nicht näher kenntlich gemacht und quellenkritisch erläutert werden. Dies wird, um hier ein Beispiel anzuführen, an der Verwendung der Reihe „Fremde Reisende über die rumänischen Länder“ deutlich. Die Quellen werden als Belege herangezogen, ohne deren Aussagegehalt, inwiefern fremde Reisende „Realitäten“ oder nicht viel mehr „Bilder“ vermitteln, genauer zu hinterfragen. Das Zukurzkommen von Bildern und Stereotypen wird an der Erwähnung der „Zigeuner“ überdeutlich (z. B. S. 110). Hier hätte das Nachdenken über Stereotypen und Vorurteile bzw. die Diskriminierung von Menschen sehr viel stärker reflektiert werden müssen.

Auf formaler wissenschaftlicher Ebene sind zunächst die vielen Dokumente hervorzuheben, die so der Forschung zugänglich gemacht werden. Die Geschichte über einzelne Quellen müsste allerdings noch nachgeliefert werden. Unüblich ist allerdings das Verwenden von zwei verschiedenen Zitationssystemen (Belege sowohl am Seitenende als auch im Text). Schlussendlich finden sich nicht alle Kurztitel (z. B. „Cantemir, 1973“) im Literaturverzeichnis.

Hervorzuheben ist die von der Autorin herausgestellte Relevanz ihrer Arbeit für die Gegenwart. Mit vielen Einzelgeschichten wird das „Alltagsuniversum“ des 18. Jahrhunderts in der Walachei lebendig vor Augen geführt. Hierin liegen zweifelsohne ein großes Verdienst und die Stärke des Buches.

Um eine kritisch-reflektierte wissenschaftliche Analyse zu sein, müsste diese Untersuchung allerdings noch tiefergehend sein.

Constanța Vintilă-Ghițulescu
Im Schalwar und mit Baschlik. Kirche, Sexualität, Ehe und Scheidung in der Walachei des 18. Jahrhunderts.
Frank & Timme Verlag, Berlin
2013 (= *Forum: Rumänien*,
17), 362 Seiten, 49,80 Euro.



Vom Freikauf der Deutschen aus Rumänien

Anton Sterbling

Mit Hannelore Baier und Ernst Meinhardt stehen dem langjährigen Verhandlungsführer der Bundesrepublik Deutschland in Sachen Freikauf der Deutschen aus Rumänien, Dr. Heinz-Günther Hüsich, zwei Interviewer gegenüber und zugleich zwei Mitautoren dieses Buches zur Seite, die zu den bekanntesten Sachkennern dieses schwierigen Kapitels der Geschichte der deutschen Minderheit in Rumänien in der Zeit der kommunistischen Herrschaft zählen.

Nach einer kurzen „Einleitung“ von Baier, auf die noch zurückzukommen sein wird, schließt sich ein in den Jahren von 1990 bis 1992 geschriebener Bericht von Dr. Hüsich an, in dem akribisch und mit einem treffsicheren Blick für das Wesentliche die wichtigsten Fakten, Entscheidungen und Phasen der Bemühungen, Verhandlungen und Ergebnisse, aber auch einige zentrale Akteure, Hintergründe und Schwierigkeiten im Hinblick auf die Familienzusammenführung der Deutschen aus Rumänien in den Jahren von 1967 bis 1989 dargelegt werden. So erfahren wir, dass alle zuständigen bundesdeutschen Minister, „in deren Ressort die Familienzusammenführung Rumänien fiel“, diese „mit Nachdruck“ gefördert haben (S. 12), wie auch, dass Helmut Kohl derjenige unter den vier Kanzlern war, „der sich selbst einschaltete, wenn auf höchster politischer Ebene Entscheidungen zu treffen waren“ (S. 13). Wir erfahren indes auch, dass Hüsich oft große Schwierigkeiten hatte, zu erfahren, wer auf rumänischer Seite überhaupt „entscheidend für die Operationen war“ (S. 15 f), dass die rumänischen Verhandlungsführer nur einen rumänischen Dolmetscher akzeptierten und auch sonst in jeder Hinsicht auf höchste Geheimhaltung und Informalität der Verfahren bedacht waren.

Dem folgt ein sehr gut recherchierter und sachkundiger Beitrag von Meinhardt zu den Anfängen der Verhandlungen und Zahlungen in Sachen Familienzusammenführung aus Rumänien, in deren Mittelpunkt der vom Auswärtigen Amt beauftragte Dr. Ewald Garlepp stand. Es schließen sich zwei weitere journalistisch spannend aufgebaute, aber auch empirisch solide untermauerte Beiträge Meinhardts an, in denen zunächst „Schlüsselfragen“ aufgeworfen und sodann auch wichtige Antworten zum Freikauf der Deutschen aus Rumänien in den Jahren von 1967 bis 1989 gegeben werden. Darin geht es unter anderem um Zahlen, Beträge und „Kategorien“, das heißt von rumänischer Seite vorgenommene Typisierungen der Ausreisewilligen nach spezifischen Kriterien der Bildungs- und Ausbildungsabschlüsse, Qualifikationen, Erwerbsstatus und ähnlichen Sozialmerkmalen. Ein interessantes zeithistorisches Detail, das ebenfalls erwähnt und

in späteren Ausführungen bestätigt wird, betrifft die für den deutschen Verhandlungsführer, Hüsich, überraschende Tatsache, dass ihm bei seiner Anreise am 4. Dezember 1989 von rumänischer Seite eröffnet wurde, dass die bisherigen Vereinbarungen „endgültig“ gekündigt seien und zukünftig zahlungsfreie Lösungen im „humanitären“ Sinne angestrebt würden (S. 55 bzw. S. 108 ff). Über die Motive lässt sich weiterhin nur spekulieren.

Das Kernstück des Bandes bilden die beiden Interviews, die Baier und Meinhardt mit Hüsich führten. Als methodisch vorzügliche Beispiele von Experteninterviews wohl-informierter „Co-Experten“ mit einem als Schlüsselperson zu betrachtenden Zeitzeugen werden in diesen Gesprächen wichtige Details des gesamten Problemkomplexes der Ausreise der Deutschen aus Rumänien detailliert und aufschlussreich ausgeleuchtet, so dass ein realitätsnahes, facettenreiches und anschauliches Bild dieser komplizierten und für die Betroffenen zumeist schicksalhaft schwerwiegenden und folgenreichen Vorgänge wie auch ihrer Hintergründe und Einlagerungen in die politischen Zeitgeschehnisse entsteht. Zur Anschaulichkeit trägt auch das im Gespräch zwischen Meinhardt und Hüsich behandelte Fallbeispiel des aus dem Banater Dorf Marienfeld/Termia Mare stammenden Spitzenhandballers Hansi Schmidt bei, der in den 1960er und 1970er Jahren zu den international bekanntesten Handballern zählte und der daher besondere öffentliche Aufmerksamkeit fand. Dies betrifft dessen spektakuläre Flucht 1963, aber wohl auch die Verhandlungen, die zu seiner Entlassung aus der rumänischen Staatsbürgerschaft wie auch zur Ausreise seiner Eltern führten.

Ein zusammenfassender Aufsatz zur Gesamtproblematik im Kontext der rumänischen Politik von Baier sowie ein Anhang mit einer Übersicht zu den von Hüsich getroffenen Vereinbarungen runden den Band informativ ab. Ist damit alles durch dieses sehr lesenswerte Buch geklärt? Sicherlich nicht, denn es bleiben noch einige wichtige Fragen offen, die in der Einleitung von Baier unmissverständlich deutlich angesprochen werden: „Wo ist das Geld, das von Deutschland nach Rumänien geflossen ist, hingekommen?“ lautet die eine. Und zu der anderen heißt es: „Daneben gab es den ‚inoffiziellen Teil‘, die Schmiergelder, die insbesondere in den 1980er Jahren an sogenannte ‚Mittelsmänner‘ gezahlt wurde. Auskünfte darüber zu erhalten wird schwierig bleiben. Weder jene, die sie kassiert haben, noch jene, die sie gezahlt haben, geben Auskunft.“ (S. 8).

Kauf von Freiheit. Dr. Heinz-Günther Hüsich im Interview mit Hannelore Baier und Ernst Meinhardt. Honterus Verlag, Hermannstadt/Sibiu 2013, 191 Seiten, 13 Euro.

Auf der Suche nach Heimat in der globalen Welt

Die Heimat ist ...

Ioana Rostox

Beim Mitteldeutschen Verlag in Halle (Saale) ist vor Kurzem ein mit der Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien gedrucktes, von Dr. Ingeborg Szöllösi im Auftrag der Deutschen Gesellschaft e. V., Verein zur Förderung von politischen, kulturellen und sozialen Beziehungen in Europa herausgegebener Band mit dem Titel „Heimat. Abbruch – Aufbruch – Ankunft“ erschienen. Zusammen mit dem Vorwort der Herausgeberin und den Kurzbiografien der fünfzehn Autoren enthält das Buch nicht drei, sondern vier Serien von „Auskünften zum Mythos Heimat“. Erwähnt sei, dass der Band einer Konferenz zu verdanken ist, die im Oktober 2012 von der Deutschen Gesellschaft und der Babeş-Bolyai-Universität in der rumänischen Universitätsstadt Klausenburg/Cluj-Napoca – im Vorwort irreführend zweimal „Klausenburg“ und zweimal „Klausenberg“ genannt – organisiert wurde.

„Auf der Suche nach Heimat in einer globalen Welt [...] mit besonderem Blick auf die Erfahrung der deutschen Minderheit in Rumänien“ waren im fraglichen Jahr 2012: der Übersetzer, Herausgeber und Publizist Georg Aesch, der Schriftsteller und Journalist Hans Bergel, die Lyrikerin Ana Blandiana, der Regisseur und Autor Günter Czernetzky, der Philosoph, Autor und Unternehmensberater Dr. Wolf Dieter Enkelmann, der bildende Künstler Gert Fabritius, Hon.-Prof. Dr. phil. Konrad Gündisch, Historiker, der Dozent für Deutsch als Zweitsprache Michael Markel, der Soziologe Dr. Rudolf Poledna, Prof. Dr. Wilfried Eckart Schreiber, Geograf, die Publizistin Dr. Ingeborg Szöllösi, Prof. em. Dr. Hans Peter Türk, Komponist und Musikwissenschaftler, die Chefredakteurin der *Hermannstädter Zeitung* Beatrice Ungar, die Sprachwissenschaftlerin Dr. Daniela-Elena Vladu und der Schriftsteller und Sprachwissenschaftler Joachim Wittstock. Von den genannten Persönlichkeiten wurde nur eine außerhalb der rumänischen Landesgrenzen geboren, und zwar in Deutschland. Eine andere stammt aus Bukarest, die übrigen stammen aus Siebenbürgen und dem rumänischen Banat.

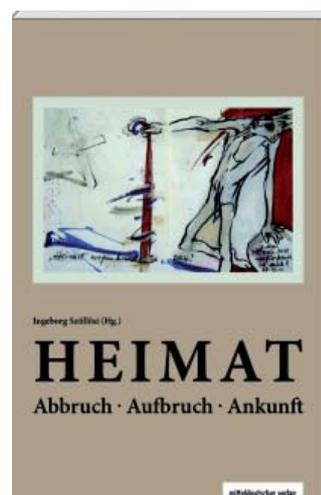
Der erste Teil des Bandes, der den Titel „Heimat – eine Grenzbestimmung“ trägt, enthält vier Beiträge, und zwar: „Bin ich ein Vertriebener? Überlegungen zu Flucht, Vertreibung, Um- und Aussiedlung im 20. Jahrhundert am Beispiel der Rumäniendeutschen“ von Gündisch, „Das Wechselspiel zwischen Volkslied und Kunstmusik am Beispiel der ‚Auswanderer-Suite‘ und dem ‚Gebet aus Siebenbürgen‘“ von Türk, „Wunden – Erzählungen aus Transsilvanien. Filmprotokoll“ von Czernetzky und „Heimat gehört uns“ von Ungar.

Der zweite Teil, „Lebenswelt – Lebensgefühl“ betitelt, besteht ebenfalls aus vier Beiträgen: „Heimat verorten“ von Schreiber, „Der Mensch – seine Raumbezogenheit und soziale Identität“ von Poledna, „Heimat – Heimwelt“ von Wittstock und „Heimat ist Freiheit. Gedanken über ein Wort, das keiner Rechtfertigung bedarf“ von Bergel.

Im dritten Teil sind, unter dem Titel „Heimat – das literarische Refugium“, vier weitere Beiträge eingruppiert worden, und zwar: „Meine Heimat DIN A4“ von Blandiana, in der Übersetzung von Aesch, „Siebenbürgen in der Literatur vor und nach der Ausreise. Von der Wirklichkeit zur Metapher“ von Markel, „Das Heimatgefühl des rumänischsprachigen Dichters Grigore Vieru“ von Vladu und „Das Dorf als Heimat und Hölle“ von Szöllösi.

Der vierte Teil, „Aufbruch – Ankunft – Aufbruch“ betitelt, bietet die drei letzten Beiträge an: „Schnittpunkt Heimat“ von Fabritius, „Odysseus auf dem Weg in die europäische Heimat. Irrwege, fremde Mächte und neue Freundschaften“ von Enkelmann und „Mit der Heimat wird man nicht fertig“ von Aesch.

Bei solch einer Vielfalt von Betrachtungswinkeln, unter denen man das Thema „Heimat“ behandeln kann, ist es auf den ersten Blick schwer zu beurteilen, welcher von den 15 Beiträgen den meisten Leser(inne)n zusagen würde. Das hängt wohl davon ab, ob man sich eher von (erlebter) Geschichte oder von Soziologie, von Literatur oder von Musik angezogen fühlt. Doch (wenigstens) eine Heimat hat ein jeder – egal, ob Deutscher oder Rumäne, ob Wissenschaftler oder Künstler, ob Vertriebener oder Heimkehrer –, und darüber zu reden, zu schreiben, zu träumen oder immerhin zu lesen ist – wenn nicht eine Pflicht, wie in Rumänien vor 1989, dann jedenfalls – eine stille Freude, die beruhigt und bestätigt, denn „keiner weiß besser darüber Bescheid als wir selbst“.



Ingeborg Szöllösi (Hg.)
Heimat. Abbruch – Aufbruch – Ankunft. Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2014, 7 farbige Abbildungen, 160 Seiten, 14,95 Euro.

Auswirkungen von Abwanderung aus dem ländlichen Raum Ost- und Südosteuropas

Andreas Oskar Kempf

In ländlichen Gebieten Europas finden massive, sozialdemografisch höchst selektive und eigendynamisch sich verstärkende Abwanderungsprozesse statt. In den landwirtschaftlich geprägten Gegenden ist die Bevölkerung überaltert. Es fehlen qualifizierte und auf Dauer gesicherte Arbeitsplätze. Folgen ergeben sich nicht nur für die Altersstruktur, sondern für den medizinischen Versorgungsbedarf, das Schul- und Bildungsangebot und die gesamte soziale und kulturelle Infrastruktur.

„Abwanderungen aus ländlichen Gebieten“ war das höchst aktuelle Thema einer internationalen und interdisziplinären Tagung Mitte des Jahres 2012 in der Hochschule Neubrandenburg, zu deren Ergebnissen Vera Sparschuh und Anton Sterbling den gleichnamigen Sammelband herausgegeben haben. Behandelt werden Ursachen, Motive, Erscheinungsformen und Folgeprobleme. Die Tagung stand in Kontinuität ähnlicher Arbeitstagungen zum ländlichen Raum in Europa. Sie vertiefte die bereits gewonnenen Erkenntnisse und ergänzte sie, indem der Blick historisch weiter gefasst und Anschlussprobleme und Rückwirkungen von Abwanderungsprozessen aus ländlichen Regionen und Randgebieten in ihren vielfältigen demografischen, ökonomischen, infrastrukturellen, sozialen und kulturellen Dimensionen untersucht wurden.

Die Beiträge des Sammelbandes, der nahezu vollständig sämtliche Tagungsbeiträge wiedergibt, spannen historisch und geografisch einen weiten Bogen. Sie gehen bis in das erste Jahrtausend zurück und konzentrieren sich auf Regionen im östlichen und südöstlichen Europa sowie im Osten Deutschlands.

Das erste Unterkapitel zum Thema „Theorie und Geschichte ländlicher Wanderung“ geht zunächst auf strukturelle Ungleichheiten in Abwanderungsregionen und Grenzen sowie Möglichkeiten der politischen Intervention ein (Stephan Beetz). Angesprochen werden u. a. die Entwicklung der Altersstruktur und Auswirkungen der Abwanderungsprozesse auf soziale Verhältnisse. Ebenso in diesem Themenblock enthalten ist ein Beitrag zu Korruption und Peripherisierung im sozialen Raum, der neu in den Sammelband aufgenommen wurde (Ilja Srubar). In den historischen Beiträgen wird zum einen in einem weit zurückreichenden Rückblick mit dem Schwerpunkt auf Siebenbürgen das „Karpatenbecken als Migrationsraum“ (Bálint Balla) ausgeleuchtet. Zum anderen werden Auswanderungen und Zwangsmigrationen insbesondere in Folge von Kriegen und Grenzverschiebungen in Südosteuropa vom 15. bis ins 19. Jahrhundert thematisiert (Elena Siupiu).

Auch das zweite Unterkapitel „Gegenwärtige Wanderung und wanderungsbedingte Probleme in Europa“ widmet sich in zwei Beiträgen Landstrichen im heutigen Rumänien. Neben Josef Sallanz' Beitrag zur Migration der russischen Lipowaner aus der rumänischen Dobrudscha kartografiert Wilfried Heller in seinem Beitrag den „Migrationsraum Rumänien“. Daneben thematisiert der Beitrag von Sue Hollinrake und Will Thomas die Situation in einer ländlichen Region Englands. Gefragt wird danach, wer die Verantwortung dafür trägt, dass Menschen auch im Alter ein unabhängiges Leben führen können. Schließlich untersucht Anton Sterbling in Form von Fallstudien für die ostsächsischen Städte Hoyerswerda und Görlitz die Auswirkungen von Abwanderungen aus peripheren Grenzregionen auf das subjektive Sicherheitsempfinden und die Bewertung der Lebensqualität.

Das dritte Unterkapitel, „Wanderungen und Folgen im ländlichen Raum Mecklenburg-Vorpommern“ ist Randgebieten im Osten Deutschlands gewidmet. Neben aufsuchenden Hilfsangeboten (Barbara Bräutigam/Matthias Müller) behandelt ein Beitrag die Zuwanderung von Polen in die Region Uecker-Randow (Franziska Barthel). Der letzte Beitrag hat ein studentisches Projekt der Hochschule Neubrandenburg zum Thema. Anhand einer generationenübergreifenden Familienanalyse werden Überlegungen zu Wanderung und Generationenerfahrungen in Mecklenburg-Vorpommern angestellt (Vera Sparschuh). Gefragt wird danach, wer aus dieser Region nicht abwandert und worin die Gründe dafür liegen.

Wie aus dieser kurzen Gesamtschau der in dem Band veröffentlichten Beiträge deutlich geworden sein sollte, bietet dieser Sammelband gerade für Rumänien-Interessierte eine besonders empfehlenswerte Lektüre. Insbesondere die Kombination aus historisch angelegten und bis in die Gegenwart reichenden Beiträgen vermittelt ein sehr umfassendes Bild zu den unterschiedlichen Erscheinungsformen und Auswirkungen der Wanderungsbewegungen und eröffnet eine historisch-vergleichende Perspektive. Es bleibt, dem Tagungsband zahlreiche Leser zu wünschen und bereits mit Spannung auf die nächste Arbeitstagung zu hoffen.

Vera Sparschuh, Anton Sterbling (Hg.)

Abwanderungen aus ländlichen Gebieten. Ursachen, Motive, Erscheinungsformen und Folgeprobleme.

Meine Verlag, Magdeburg 2013 (= Politische Soziologie, 2), 174 Seiten, 27,95 Euro.

Eine gelungene Sakraltopografie siebenbürgisch-sächsischer Städte

Helga Fabritius

Der vorliegende Band zur Dokumentation siebenbürgisch-sächsischer Stadtkirchen setzt die Reihe denkmaltopografischer Übersichtswerke des Autors fort, die mit dem zweibändigen „Atlas der siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen und Dorfkirchen“ 1998/99 startete. Bistritz/Bistrița, Hermannstadt/Sibiu, Klausenburg/Cluj-Napoca, Kronstadt/Brașov, Mediasch/Mediaș, Mühlbach/Sebeș und Schäßburg/Sighișoara werden in dem Band detailliert untersucht und dargestellt. Die Veröffentlichung wurde durch die Stiftung *Patrimonium Saxonicum* gefördert, die der Autor zum Schutz und zur Pflege des siebenbürgisch-sächsischen Kulturerbes 2014 gegründet hat. In verantwortlicher Position für das städtische Bauamt in Mediasch, das Landeskonsistorium der evangelischen Kirche in Hermannstadt, die staatliche Denkmalpflege sowie als selbstständiger Architekt war Fabini an vielen Instandhaltungs- und Restaurierungsprojekten beteiligt. Zahlreiche Veröffentlichungen weisen ihn als exzellenten Kenner der Materie aus.

Eine Einführung geht auf die Entwicklung der siebenbürgisch-sächsischen Städte ein und diskutiert die Raumkonzepte und die zeitliche Einordnung der Sakralbauten. Fabini zeigt auf, dass bereits bei Ortsgründungen im Zuge der Ansiedlung deutschsprachiger Kolonisten im 12. Jahrhundert eine städtebauliche Entwicklung mitgedacht wurde. Allerdings erfolgten erst nach dem Mongolensturm 1241/1242 systematische Städtegründungen nach deutschem Stadtrecht.

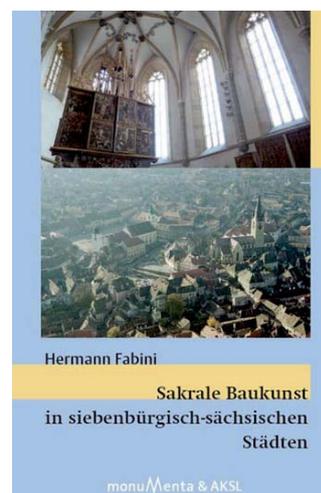
Die untersuchten Städte werden nach einem einheitlichen Schema abgehandelt. Einleitend werden historische Wappen, verschiedensprachige Ortsnamen und das Signet aus der historischen Siebenbürgenkarte von Honterus (1532) vorangestellt. Eine zeitgenössische Stadtansicht und allgemeine Daten zur geografischen Lage und verwaltungstechnischen Zugehörigkeit sowie zur Entwicklung der Bevölkerungsstruktur zwischen 1500 und 2011 runden das Bild ab. In die Zusammenstellung historischer Daten zur Stadtgeschichte, die auf langjährige Forschungsarbeiten Helmut Klimas zurückgehen, sind thematische Bildgruppen, z. B. historische Stadtansichten und Stadtpläne, eingebunden. Fabini weist besonders auf die Darstellung der menschlichen Antlitze von Heiligen sowie von historischen Persönlichkeiten aus Bauplastik und Bildender Kunst verschiedener Zeiten hin. Darin spiegele sich, so der Autor, die geistige Ausrichtung und das Selbstverständnis der Erbauer der kirchlichen Bauten im Laufe der Geschichte. Bei seiner Interpretation kommen allerdings die stilistischen Charakteristika einer Zeit zu kurz, die

die Gefühlsintensität eines Gesichtsausdrucks vielfach vorgeben und sie maßgeblich mitprägen.

Ein parzellierter Stadtplan im Maßstab 1:6000 verzeichnet die genaue Lage der Bauten. Der Autor beschreibt zunächst die evangelische Stadtpfarrkirche mit ihrer Ausstattung. Viele Ansichten, Architekturplänen und Fotografien sind beigelegt. Mustergültig sind die Zusammenstellung von Maßwerk, Schlusssteinen, Konsolen und Portalen sowie deren genaue Verortung in einem Grundriss der Kirche. Auch zu den Ausstattungsstücken und Kirchenschätzen ist reiches Bildmaterial eingebunden. Danach werden die Klosterkirchen der jeweiligen Stadt abgehandelt, die anderskonfessionellen mittelalterlichen Kirchen und schließlich die Sakralbauten ab dem 18. Jahrhundert.

Die vorliegende Publikation ist durchaus nicht die einzige, die sich der systematischen Dokumentation siebenbürgisch-sächsischer Ortschaften widmet. Hier sei auf die Reihe *Denkmaltopografie Siebenbürgen* hingewiesen, die neben ländlichen Ortschaften auch die Städte Hermannstadt (Bd. 5.1.1), Schäßburg (Bd. 4.1) und Mediasch (Bd. 7.1) umfasst. Fabinis Publikation zeichnet neben der größeren Ausführlichkeit die reiche Menge an Planmaterial und Abbildungen aus. Sie nimmt auch abgetragene oder umgebaute Sakralbauten mit auf und gibt archäologische Grabungsbefunde an.

Das vorliegende Buch bietet einen ausgezeichneten Überblick und kann als ein Standardwerk zur Sakraltopografie siebenbürgisch-sächsischer Städte bezeichnet werden. Die zahlreichen Abbildungen sind jeweils datiert, so dass die historischen Zustände deutlich ablesbar sind. Damit lässt sich das Werk als Grundlage weiterführender Fragestellungen bestens empfehlen.



Hermann Fabini
Sakrale Baukunst in siebenbürgisch-sächsischen Städten. Monumenta Verlag Hermannstadt, Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde e.V., Heidelberg 2013, 280 Seiten, zahlreiche Illustrationen und grafische Darstellungen, 79,00 Euro.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Tony Krönert

Schriftführerin Mona Vintilă

Beisitzer Christof Kaiser

Wilfried Lohre

Marianne Theil

Natalia Toma

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Dr. Josef Sallanz

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Deulstraße 22
12459 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: